

Samenkörner.

Neue Folge.

Zwölfter Jahrgang.



Elberfeld
Verlag von R. Brockhaus
1918



Inhalts-Verzeichnis.

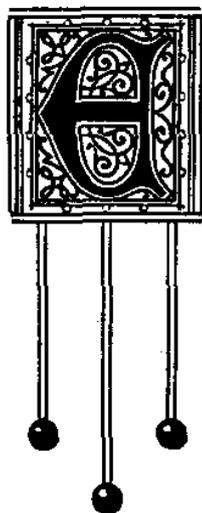
	Seite
Zu beschäftigt	1
„Die Eröffnung deines Wortes erleuchtet.“ . .	5
Petri	9
Der Friede Gottes, der allen Verstand übersteigt	14
Wort des Lebens (Gedicht)	16
„Niemand hat größere Liebe . . .“	17
Bis zum Tode getreu	22
Das Wort Gottes	28
Das beste Wertpapier	31
Belohnte Kindestreue	33
Jesus ruft. — Komm!	40
„Und die Tür ward verschlossen.“	45
Glücklich	47
Der doppelte Talisman	49
Wie Elise ihren Kummer vergaß	59
Ein König	63
Zwei letzte Aussprüche	65
Verloren und gerettet	72
Gewogen und zu leicht erfunden	76
Die Träne	81
Der erste Gesang	85
Diana oder Christus?	91
Einiges aus dem Kriege	94
Und sie bewegt sich doch! (Gedicht)	95
Das Bekenntnis eines Offiziers	97
Der Eremit von Livry	101
Das Gewissen	104
Die geöffnete Himmelstür	109
„Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder.“ . . .	113

	Seite
Böse Ladung	120
„Ich werde meinen Ring in deine Nase legen.“	124
Eine königliche Antwort	127
Vom Gebet	128
„Harre auf Gott!“	129
„Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen.“	136
Es ist furchtbar	141
Spötter	144
Das Seil von oben	145
Alexander Rouffel	152
Glaubst du an den Sohn Gottes?	157
Reich an Vergebung	161
Eine Schule im Morgenlande	170
Das Evangelium Gottes	175
Licht in der Finsternis	177
Befreiung den Gefangenen!	183
Seliger Tod	189
„Die Ankunft des Herrn ist nahe gekommen.“	191





Zu beschäftigt.



Ein Kaufmann saß vor seinen Büchern. Sein ganzes Denken galt seinem Geschäft. Da trat ein ihm bekannter Christ in sein Zimmer und bat um eine Unterstützung für ein christliches Liebeswerk.

Der Kaufmann fertigte den Störenfried mit den Worten ab: „Sie müssen mich entschuldigen, Herr T.; ich bin gegenwärtig zu beschäftigt, um mich mit dergleichen Dingen abgeben zu können“.

„Aber, Herr N., bedenken Sie doch, daß es sich um eine sehr ernste und wichtige Sache handelt.“

„Wirklich? — Trotzdem, es tut mir aufrichtig leid — aber ich bin augenblicklich zu beschäftigt, um irgend etwas in der Sache tun zu können.“

„Wann darf ich denn wiederkommen, Herr N.?“

„Ja, das kann ich Ihnen nicht sagen. Sie wissen, ich bin jeden Tag sehr in Anspruch genommen. Entschuldigen Sie mich, bitte! Guten Morgen, Herr T.“

Mit diesen Worten öffnete Herr N. dem unwillkommenen Besucher die Tür, so daß diesem nichts übrigblieb, als sich zu entfernen.

Auf diese Weise hatte Herr N. schon oft Leute abgefertigt, die mit irgend einem Anliegen zu ihm kamen, das mit seinem Geschäft nichts zu tun hatte. Stets war er zu beschäftigt, um auf ihre Wünsche eingehen zu können. Er hatte für nichts Zeit, außer für Dinge, mit denen er Geld verdienen konnte.

Eines Tages trat wieder ein unwillkommener, ja, mehr als das, ein sehr gefürchteter Besucher an Herrn N. heran. Er berührte ihn mit einer kalten, feuchten Hand und flüsterte ihm zu: „Komm mit mir!“ Der Kaufmann legte seine Feder hin. Ein eigenartiger Schwindel hatte ihn befallen. Er fühlte sich matt und elend. Stumm verließ er sein Kontor, ging mit müden Schritten nach Hause und legte sich zu Bett. Der unwillkommene Besucher verließ ihn keinen Augenblick. Er setzte sich neben sein Lager und flüsterte ihm wieder und wieder zu: „Du mußt mit mir gehen“. Ein häßliches Kältegefühl zog durch den Körper des Kaufmanns und kroch langsam dem Herzen zu. Seine erregte Einbildungskraft gaukelte ihm alle möglichen Bilder vor: Schiffe, Häuser, Länder, Waren und Banknoten zogen in buntem Wechsel an ihm vorüber. Allmählich ging sein Puls langsamer, der Atem wurde kurz und schwer, das Herz arbeitete nur noch mühsam. Dunkle Schatten legten sich über die Augen des Kranken, seine Zunge verweigerte ihm den Dienst. Da wußte der Kaufmann, daß sein Besucher „Tod“ hieß. Bisher hatte er für alle unbequemen Mahner eine schnelle Abfertigung in seinem üblichen: „Ich bin zu beschäftigt!“ gefunden. Die Forderungen Gottes, der Nächsten-

liebe, der Barmherzigkeit hatten umsonst seine Aufmerksamkeit wachzurufen gesucht. Als aber der Tod an ihn herantrat, verlor jene Ausflucht ihre Kraft. Dieser Besucher ließ sich nicht abweisen. Der Kaufmann mußte ihn empfangen und ihm folgen. **Er starb.**

Wider den Tod ist kein Kraut gewachsen, sagt man. Der Mensch mag sich noch so sehr dagegen sträuben, einmal schlägt für ihn die Sterbestunde. Wohl dann dem, der für diesen ersten Augenblick die nötigen Vorkehrungen getroffen hat, der nicht zu beschäftigt war, um für seine unsterbliche Seele zu sorgen!

Wie steht es mit dir, teurer Leser? Warst du im vergangenen Jahre auch „zu beschäftigt“, um Gott zu suchen? Es gibt allerlei Arten und Formen von Vielgeschäftigkeit bei den Menschen. Vielleicht ist sie bei dir anders als bei jenem Kaufmann. Aber vergiß nicht, daß dein Leben in rasender Schnelligkeit dahineilt, und daß der Tod nicht danach fragt, ob du beschäftigt bist oder nicht. Er kommt über dich, wenn du es vielleicht am wenigsten erwartest. Und was dann?

„Was wird es einem Menschen nützen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber seine Seele einbüßte? Oder was wird ein Mensch als Lösegeld geben für seine Seele?“ (Matth. 16, 26.)

Für Schreiber und Leser, für hoch und niedrig, für belehrt und unbelehrt steht das ernste Wort geschrieben: „Wir müssen alle geoffenbart werden vor dem Richterstuhl des Christus, auf daß ein jeder empfangen, nach dem er gehandelt hat“ — womit er hienieden beschäftigt war. Das ist ein

erschreckender Ausspruch für einen jeden, der noch nicht zu Jesu gekommen ist und Vergebung seiner Sünden empfangen hat; aber er ist auch von heiligem Ernst für den Gläubigen. Auch er wird einmal vor diesem Richterstuhl stehen, wenn auch nicht um gerichtet zu werden. Er wird dort stehen, um sein Leben in einem Lichte zu sehen wie nie zuvor und um des Herrn Urteil über all sein Beschäftigtsein zu vernehmen. Möchte deshalb auch der gläubige Leser dieser Zeilen seine Verantwortlichkeit bedenken!

Wozu sind die Gläubigen gesetzt? Sollen sie nicht Lichter sein in der sie umgebenden Finsternis, Wegweiser, die arme, verlorene Sünder hinweisen auf Den, der „für alle gestorben“ ist? auf Ihn, unseren Heiland Jesus Christus, der Sein Leben am Kreuze dahingab, auf daß „Er uns zu Gott führe“? der Sein kostbares Blut vergoß, auf daß wir ewiges Leben hätten? Laßt uns darum die gelegene Zeit austausen! Hier können wir nie „zu beschäftigt“ sein. „Allezeit überströmend im Werke des Herrn“, heißt die Losung. Schreckliche Dinge sind geschehen in den letztverfloffenen dreieinhalb Jahren; aber was ist das alles im Vergleich mit dem Schicksal, dem die Welt, dem der arme, in die Dinge und Beschäftigungen dieses Lebens verstrickte Mensch entgegengeht!

„Denn siehe, der Tag kommt, brennend wie ein Ofen; und es werden alle Übermütigen und jeder Täter der Gesetzlosigkeit zu Stoppeln werden, und der kommende Tag wird sie verbrennen, spricht Jehova der Heerscharen, so daß er ihnen weder Wurzel noch Zweig lassen wird. Aber euch, die

ihr meinen Namen fürchtet, wird die Sonne der Gerechtigkeit aufgehen mit Heilung in ihren Flügeln.“ (Mal. 4, 1. 2.)

„Die Eröffnung deines Wortes erleuchtet.“

Die kleine Esther stand neben ihrem Großvater am Tisch und las den abendlichen Text.

„Die Eröffnung deines Wortes erleuchtet, gibt Einsicht den Einfältigen“, las sie langsam und machte dann eine Pause. Der Sinn des Gelesenen war ihr offenbar nicht klar. Der Großvater bemerkte den fragenden Blick der kleinen Vorleserin, und er kam ihr zu Hilfe.

„Höre einmal zu, mein Kind“, begann er. „Ich will dir die Geschichte eines spanischen Gutbesizers erzählen. Sie wird dir den gelesenen Vers verständlicher machen. Spanien ist ein finsterees Land, in dem die Leute nicht so frei wie bei uns ihrem Glauben leben dürfen. So war es ihnen auch lange Zeit verboten, die Bibel zu lesen. Nun kam eines Tages ein Bibelverkäufer zu dem Gutbesizer und bot ihm ein Neues Testament in spanischer Sprache an. Der Gutbesizer kaufte das Buch und begann darin zu lesen; und obwohl kein Mensch im Dorfe war, der ihm das Gelesene erklärt hätte, dauerte es doch nicht lange, da wurde es ihm klar, daß er ein Sünder sei, und ferner, daß nur das Blut Jesu Christi ihn von seinen Sünden zu reinigen vermöge.“

Hier machte der Großvater eine Pause und schaute das kleine Gesicht an, das mit gespanntem Ausdruck ihm zugewandt war.

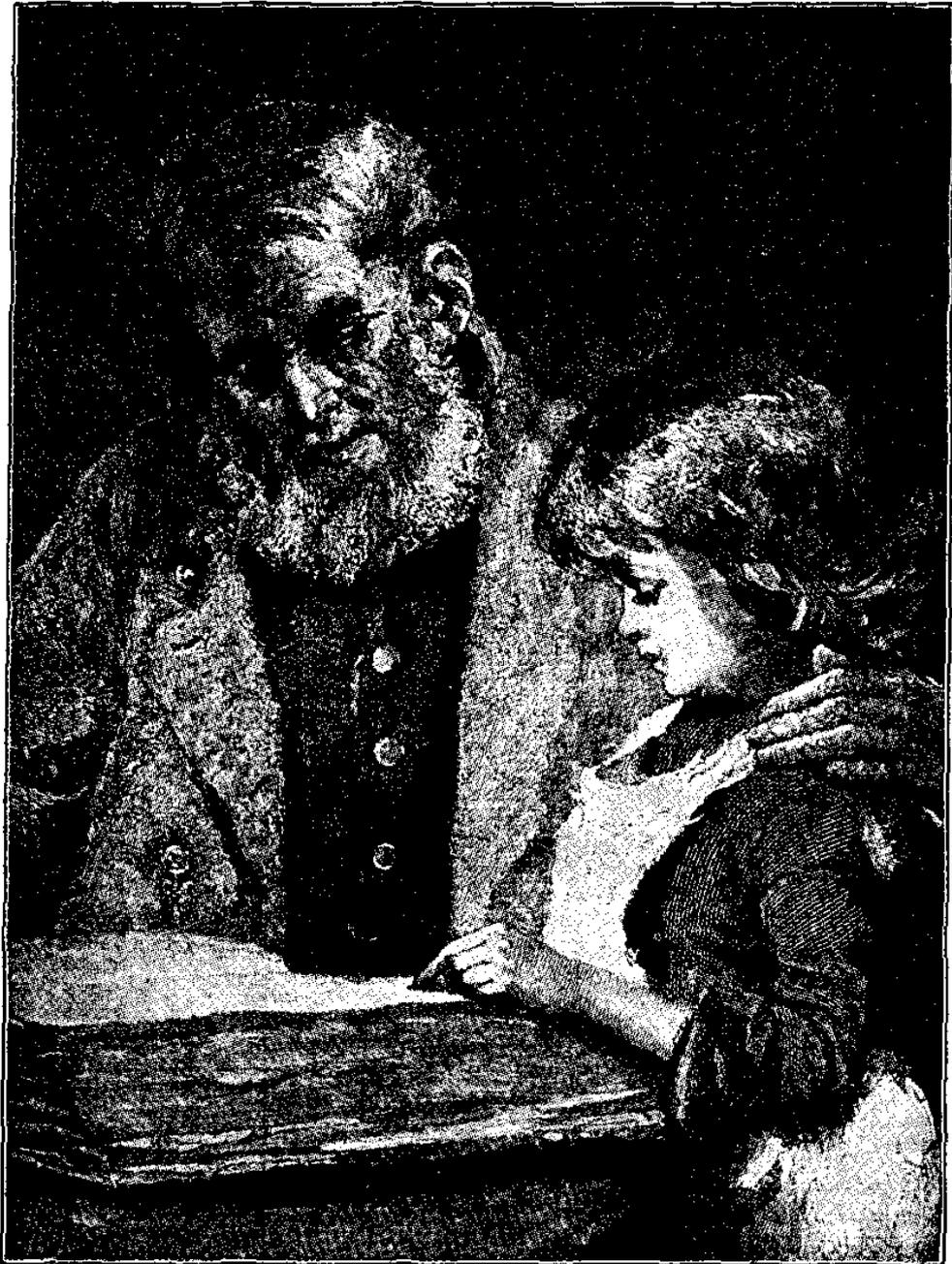
„Darauf“, fuhr er in seiner Erzählung fort, „rief unser Gutbesitzer seine Leute zusammen, die auf dem Gute arbeiteten, und las ihnen die Verse des Testaments vor, die ihn selbst so froh und glücklich gemacht hatten. Sie lauschten aufmerksam und kamen wieder und wieder, so daß er nach einiger Zeit eine regelmäßige Zuhörerschaft von sechsunddreißig Menschen hatte. Gott segnete Sein Wort auch an diesen Leuten. Viele wurden gläubig.“

„Dann aber wurde unser Freund krank. Bald merkte er, daß es nicht wieder besser mit ihm werden würde. Die Nachricht von seiner Erkrankung kam auch dem Dorfpriester zu Ohren, und der machte sich auf, ihn zu besuchen und ihm die Beichte abzunehmen. Doch der kranke Mann erklärte, er habe Gott bereits seine Sünden bekannt. „Das ist ja gut und schön“, meinte der Priester, „aber da Sie dem Tode nahe sind, sollten Sie auch mir ein Bekenntnis ablegen, damit ich Sie freisprechen kann.“

„Nein“, antwortete der Kranke, „Gott hat mir um Jesu willen bereits meine Sünden vergeben und mich freigesprochen von aller Schuld.“

Als der Priester die Festigkeit des sterbenden Mannes sah, sagte er: „Dann muß ich Ihnen eröffnen, daß ich Ihnen auch ein Begräbniß in geweihter Erde verweigern muß. Man wird Ihren Leib dann wahrscheinlich irgendwo einscharren ohne Gebet und Einsegnung.“

Der Gedanke, in solcher Weise begraben zu werden, war dem Sterbenden nicht leicht. Doch



er hatte die Kosten überschlagen und wußte, daß der Herr, der seine Seele erlöst hatte, auch für seinen Leib sorgen würde. So blieb er ruhig und gefaßt. Kurz darauf entschlief er, um auf immer bei Jesu zu sein.

„Doch was geschah nun mit der Leiche des Verstorbenen? Wurde sie wirklich irgendwo eingescharrt, wie man einen Hund einscharrt? O nein. Seine Leute kamen, legten die Leiche in einen Sarg und trugen diesen an einen schön gelegenen Platz. Hier hatten sie ein Grab geschaufelt, und da hinein betteten sie die sterbliche Hülle des Entschlafenen, der ihnen so teuer geworden war. Einer von ihnen las zum Schluß einen Abschnitt aus dem kostbarsten Schatz des Verstorbenen, dem Testament, vor. Rund um das Grab her errichteten sie dann eine Mauer, damit niemand die Ruhestätte ihres Herrn, der zugleich ihr Freund und Bruder gewesen war, zu stören vermöchte.

„Sieh, mein Kind“, so schloß der Großvater seine Erzählung und legte die Hand auf die große Bibel, „alles das kam durch das Lesen des teuren Gotteswortes. Es hatte in dem finstern Lande nicht nur dem Gutsbesitzer, sondern auch seinen Leuten die Augen geöffnet und ihnen Licht und Verständnis gegeben. — Lies den Vers noch einmal, Esther!“

Die Kleine gehorchte und las:

„Die Eröffnung deines Wortes erleuchtet, gibt Einsicht den Einfältigen.“ (Ps. 119, 130.)

„Ja, ja, mein Kind, das ist so wahr für mich und dich, wie es für die Spanier wahr gewesen ist.“

Petri.

(Eine Geschichte von der suchenden Liebe Gottes.)

Die Begebenheit, die ich erzählen will, hat sich vor Jahren in dem gewaltigen Kaiserreich Indien zugetragen.

In Indien finden häufig große Märkte statt, die man „Bazare“ nennt. Eines Tages machte sich ein Familienvater auf den Weg zu einem solchen Bazar, um Lebensmittel einzuhandeln. Es herrschte Hungersnot im Lande. Die Reise war deshalb wichtig und duldete keinen Aufschub. Besorgten Herzens, ganz mit seinen Gedanken beschäftigt, zog der Mann seine Straße, und erst nach geraumer Zeit bemerkte er, daß sein Töchterchen, ein Kind von sechs Jahren, ihm heimlich gefolgt war. Sie wollte einmal gern so einen Bazar sehen, von dessen Herrlichkeiten sie schon viel gehört hatte. Da sie bereits eine ziemliche Strecke von Hause entfernt waren, blieb dem Vater nichts anderes übrig, als sein Kind mitzunehmen.

Nachdem die nötigen Einkäufe gemacht waren, lehrte der Mann nach Hause zurück. Plötzlich bemerkte er, daß ihm ein wertvolles Paket fehlte. Was sollte er tun? Nochmals mit seinem Kinde den Weg zurücklegen, ging nicht an. Nach einigem Überlegen beschloß er, allein zu dem Bazar zurückzulehren. Die Kleine sollte so lang auf ihn warten. Er suchte ein geschütztes Plätzchen unter einem Mangobaum, hieß sein Töchterchen sich dort niedersetzen, legte seine Pakete neben sie und ging fort,

nachdem er ihr nachdrücklich eingeschärft hatte, die Stelle nicht zu verlassen.

Eine Zeitlang wartete die Kleine geduldig, wie der Vater es ihr gesagt hatte. Aber als es so gar lang dauerte, wurde sie bang und begann zu weinen. Schließlich stand sie auf und lief den Weg, den der Vater gegangen war. Nach langer Wanderung erreichte sie den Markt, aber wie sollte sie unter der großen Menschenmenge den Vater finden? Inzwischen hatte sich dieser wieder auf den Heimweg gemacht. Seinen Schrecken kann man sich vorstellen, als er an dem bestimmten Platz wohl die Pakete, nicht aber sein Kind fand. Er suchte, er rief, aber alles war umsonst. Die Kleine blieb verschwunden. So mußte er schließlich ohne sein Töchterchen heimkehren.

Was war denn aus dem kleinen Mädchen geworden? Wir verließen sie auf dem Markt. Suchend lief sie hier lange Zeit auf und ab. Plötzlich hörte sie singen. Das nahm ihre ganze Aufmerksamkeit gefangen, und sie eilte der Richtung zu, wo der Gesang herkam. Da sah sie denn mehrere ihrer braunen Landsleute im Kreise beieinander stehen, und in ihrer Mitte ein paar Männer mit einer so weißen Haut, wie sie sie noch nie erblickt hatte. Es waren Missionare, die gelegentlich des großen Bazars den heidnischen Indern die frohe Botschaft von dem Gott der Liebe verkündeten. Nach beendetem Gesang begann einer der Weißen zu sprechen. Als er fertig war, ging jeder seines Weges, und nur das kleine Mädchen blieb zurück. Einer der Missionare trat auf sie zu und fragte freundlich: „Wo wohnst du, mein Kind?“

„Ganz weit von hier“, antwortete die Kleine und begann aufs neue zu weinen. „Und ich kann Vater nicht mehr finden.“

Nun geschieht es in Indien nicht selten, daß Eltern ihre Kinder, besonders wenn es Mädchen sind, absichtlich verlassen, damit sie die Sorge für dieselben loswerden. Auch kommt es bei den großen Hungersnöten in jenem Lande häufig genug vor, daß die Eltern Hungers sterben, und daß deren noch lebende Kinder dann in den Missionsstationen freundliche Aufnahme finden. Es war daher ganz natürlich, daß unsere weißen Freunde meinten, es mit solch einem verlassenen Kinde zu tun zu haben, und ihr Entschluß stand fest, das kleine Mädchen mitzunehmen. Dieses sträubte sich nicht lang. Es hatte schnell Freundschaft mit einem der weißen Herren geschlossen. Überdies hatte man ihr Essen versprochen, und sie war hungrig und müde.

Die Kleine machte zuerst große Augen, als sie die vielen Kinder sah, die in dem großen Hause wohnten, in das man sie gebracht hatte. Aber sie überwand schnell alle Schüchternheit und ließ sich den Reis, den es zum Abendessen gab, trefflich munden.

Einige Tage vergingen. Niemand kam, um nach dem verirrtten Mägdlein zu fragen, und die Missionare betrachteten sie bald als zu ihnen gehörend. Sie gewöhnte sich auch rasch an die neue Umgebung und fühlte sich im Kreise ihrer Gespielinnen geschwind heimisch.

Die Anzahl der Kinder, Hungersnotkinder will ich sie kurz nennen, wuchs mit jedem Tage. Im Missionshause war bald nicht mehr Raum genug.

Man schritt deshalb zur Errichtung eines besonderen Kinderheims. Da dieses von vornherein für Kinder eingerichtet wurde, gestaltete sich das Leben darin noch angenehmer, als es vorher gewesen war. Das empfand unsere kleine Freundin ganz besonders. Sie war aufgeräumt und fröhlich, freundlich gegen jedermann, so daß sie schnell aller Liebling wurde. Sie lernte und arbeitete gern und erwarb sich so den Ruf einer guten Schülerin. Aber was ich lieber als alles andere erzähle: das kleine Mädchen hörte mit Vorliebe von Jesu, dem Heiland der Sünder und dem treuen Kinderfreund, erzählen und schenkte Ihm früh ihr Herz. Später wurde sie getauft. Bei dieser Gelegenheit gab man ihr den Namen Petri, was Liebe bedeutet.

Aber kümmerten sich denn die Eltern der kleinen Petri, wie auch wir sie fortan nennen wollen, gar nicht um ihr verloren gegangenes Kind? Doch. Jedenfalls haben sie nach ihr gesucht, denn eines Tages erschien der Vater des Mädchens im Missionshause und fragte, ob sein Kind vielleicht dort sei. So fand Petri ihre Eltern wieder. Die Wiedersehensfreude aber machte sehr rasch anderen Gefühlen Platz, als die Eltern erfuhren, daß ihr Töchterchen inzwischen eine Christin geworden war. Sie wurden sehr böse. Als Petri merkte, daß ihre Eltern noch völlig Heiden waren, und daß sie auch ihre Götzen nicht aufgeben wollten, bat sie um Erlaubnis, im Missionshause bleiben zu dürfen. „Vor den Götzen kann ich nie mehr meine Kniee beugen“, sagte sie in bestimmtem Tone.

Als die Eltern einsahen, daß mit ihrem Kinde nicht viel anzufangen war, gaben sie die erbetene

Erlaubnis, erschienen aber öfters im Hause, um Petri zu überreden, doch zur Religion ihrer Vorfahren zurückzukehren. Aber alle ihre Überredungskünste fruchteten nichts. So wurden ihre Besuche allmählich seltener; schließlich kamen sie gar nicht mehr und Petri blieb im Missionshause.

Als sie erwachsen war, wurde sie die Frau eines gläubigen Hindu, der ebenfalls auf merkwürdige Weise den Heiland gefunden hatte.

Mit siebenhundert Landsleuten hatte dieser Mann eines Tages über den heiligen Strom, den Ganges, setzen wollen. Das Boot, in welchem er saß, kenterte indessen, und alle Insassen ertranken, ihn allein ausgenommen. Da er ein wenig schwimmen konnte, gelang es ihm mit Aufbietung aller Kräfte, sich über Wasser zu halten. In dieser schrecklichen Lage, den Tod vor Augen, sah er mit einemmale alle seine Sünden vor sich; zugleich erkannte er, wie töricht es sei, tote und stumme Götzen anzubeten und nicht den einen lebendigen Gott, von dem sein Ohr vernommen hatte. Er gelobte Gott, Ihn zu suchen und Ihm sein Leben zu weihen, falls Er ihn sicher ans Land bringen würde. Und Gott hörte auf das Flehen des Unglücklichen. Er ließ ihn einen Ballen finden, der den Fluß hinabtrieb. An diesen geklammert, gelang es ihm schließlich, das Ufer des gewaltigen Flusses zu erreichen.

Dieser arme Hindu machte es nicht, wie so viele sogenannte Christen in unserer Zeit, die in der Stunde der Not zu Gott schreien, aber hernach nicht mehr nach Ihm fragen. Er suchte in Wahrheit den Herrn, und Er ließ sich von ihm finden. Nach seiner Belehrung wurde er ein Mitarbeiter der

Missionare, und seine Frau, unsere Petri, steht ihm in seiner Liebesarbeit treu zur Seite.

So hat Gott allerlei Wege, um die Menschenkinder mit Seiner Liebe bekannt zu machen. Sein Auge blickt überallhin, es schaut in jedes Herz, und wo Er nur einen Anknüpfungspunkt findet, dahin gehen geheime Fäden, die sich zu immer stärkeren Banden verdichten, welche das Herz an Den fesseln, der allein Frieden und ewiges Glück zu geben vermag. — Mein Leser, hat nicht einer dieser Fäden auch schon dein Herz berührt, und hast du dich auf den Weg des Heils leiten lassen?

Der Friede Gottes, der allen Verstand übersteigt.

In einem baufälligen Verschlag hinten auf einem Hofe hauste ein alter Mann. In einer Ecke des zugigen Raumes lag eine mit ein wenig Stroh und einigen alten Säcken bedeckte Holzplank. In einer anderen Ecke befand sich eine gebrechliche, rohe Holzbank, auf der einige Werkzeuge sowie ein Paar Stiefel standen. Diese Werkstelle, wie der Alte sie nannte, hatte er sich aus Seifenkisten und alten Mauersteinen selber gebaut. Er litt beständig an heftigem Gliederreißen und Kurzatmigkeit. Ohne Schmerzen war er nie. Nur mit großer Mühe vermochte er sich mittelst einer Krücke fortzubewegen.

Eines Tages erhielt der alte Mann Besuch von einem Gläubigen. Diesem erzählte er auf Befragen, daß er sich mit seinem Handwerk, wenn er wohl genug sei, etwa zwei Mark wöchentlich verdienen könne, doch müsse er die meiste Zeit des Tages auf der Plank liegend, um sich von den Beschwerden, die ihm schon das wenige Arbeiten verursache, zu erholen. Mit der geringen Gemeindeunterstützung brachte er es auf ein wöchentliches Einkommen von drei Mark. Von dieser Summe zahlte er eine Mark und fünfzig Pfennig für ein kleines Zimmer in einem nebenan liegenden Hause. Von dem Rest bestritt er seinen Unterhalt.

Ungeachtet seiner niederdrückenden Umgebung und armseligen Verhältnisse war der alte Mann voll Lob und Dank gegen Gott „für die vielen Gnaderweisungen, die Er ihm hatte zuteil werden lassen“. Und wenn er von der ihm im Himmel bereiteten Wohnung sprach und von der Aussicht, seine ihm dorthin vorausgeeilten Lieben wiederzusehen, dann schien sein Herz vor Freude überzufließen. Als der Besucher einige Worte über den Herrn Jesus und Sein Mitgefühl mit uns sprach, konnte er seiner Bewegung kaum Herr werden. Unter anderem sagte er: „O wie viele Bequemlichkeiten habe ich doch im Gegensatz zu meinem Heiland, der nicht hatte, wohin Er Sein Haupt legen sollte! Und Er nahm meine Sünden fort und hat mich in Seinem Blute gewaschen. Ist es nicht eine Lust, Ihn zu preisen?“

Als der Besucher ihn kurz vor seinem Abschiede fragte, womit er ihm eine Freude bereiten könne, schüttelte er abwehrend den Kopf und er-

widerte: „Gott sei Dank! ich habe weder Reichtum noch Armut. Ich bin zufrieden, da ich das mir beschiedene Teil Speise hinnehmen darf.“ Einen Wunsch hatte er nicht. Er wußte nur zu rühmen über das viele Gute, das der Herr an ihm getan hatte.

Wort des Lebens.

„In Gott werde ich rühmen das Wort.“ (Ps. 56, 10.)

Wort des Lebens, lautre Quelle,
Die vom Himmel sich ergießt,
Lebenskräfte gibst du jedem,
Der dir Geist und Herz erschließt.
Der sich, wie die welke Blume,
Die der Sonnenbrand gebleicht,
Dürstend von dem dürrn Lande
Zu der Quelle niederneigt.

Ohne dich, was ist die Erde?
Ein beschränktes, finstres Tal.
Ohne dich, was ist der Himmel?
Ein verschlossener Freuden-saal.
Ohne dich, was ist das Leben?
Ein erneuter, finstrier Tod.
Ohne dich, was ist das Sterben?
Nachtgraun ohne Morgenrot.

Wort des Lebens, wer dich höret,
Dem versprichst du ew'ges Heil;
Doch nur dem, der dich bewahret,
Wird das Kleinod auch zuteil.
Nun, so will ich dich bewahren,
Schwert des Geistes, Gottes Wort,
Hilf mir hier auf Erden streiten
Und die Kron' erwerben dort!



„Niemand hat größere Liebe“

Reserve-Hauptmann Ortlieb war in seinem Zivilverhältnis Hauptschriftleiter einer angesehenen freisinnigen Zeitung; Traugott dagegen, sein Unteroffizier in der ersten Kompagnie des —ten Reserve-Infanterie-Regiments, in seinem Zivilverhältnis Schriftsetzer an einem der größten konservativen Tagesblätter der Hauptstadt. Beide waren zu gleicher Zeit ausgehoben und schon seit mehreren Wochen an der Front. Sie hatten an der Eroberung von Namur und Maubeuge teilgenommen, und wenn Unteroffizier Traugott seinen Hauptmann als einen umsichtigen, menschenfreundlichen und tapferen Vorgesetzten kennen gelernt hatte, so wußte wieder der Hauptmann die hohen Soldatentugenden und die große Beliebtheit seines todesmutigen Unteroffiziers bei der ganzen Kompagnie zu schätzen. Trotzdem hielt er ihn für einen Duckmäuser. Er hatte nämlich beobachtet, als sie nach der Schlacht bei St. Quentin im Schützengraben lagen, daß Traugott nach erfolgter Ablösung in der freien Zeit stets in einem kleinen Neuen Testament oder in einem noch

kleineren christlichen Büchlein las und über das Gelesene entweder mit den anderen Kameraden sprach, oder das eine oder andere der beiden Büchlein an jene verlieh. Wenn diese Entdeckung den Hauptmann auch nicht gerade verdroß, so nahm sie ihm doch einen Teil des Glorienscheines, mit dem er „seinen“ Traugott, seinen heldenmütigen Unteroffizier, umgab. Und weil ihm das unbequem war, so nahm er sich vor, bei passender Gelegenheit mit ihm darüber zu reden.

Diese Gelegenheit fand sich auf dem Rückwege von einem Patrouillengang. Der Gang war höchst gefährlich gewesen; es ging durch Schluchten, Hohl- und Schleichwege im Argonnerwalde, und der Hauptmann und die Soldaten hatten sich still und vorsichtig verhalten, vor allem auch Traugott, der sonst so fröhlich war und gern schöne Lieder anstimmte, wenn das irgend angängig war. Ja, der Hauptmann merkte, daß seines Unteroffiziers Benehmen besonders ernst war. Als sie schließlich nach erfüllter Aufgabe unangefochten wieder aus dem Walde heraus und in die mondhelle Landschaft traten, sagte der neben dem Hauptmann gehende Traugott halblaut: „Danke Dir, Herr, für Deine Begleitung!“ Dabei sah der Hauptmann das Leuchten der treuen Augen seines Untergebenen. Er zog ihn am Arm etwas abseits und fragte: „Traugott, war Ihnen bange? Sie wagten ja kaum zu atmen.“

„Zawohl, Herr Hauptmann, mir war sehr bange.“

„Manu, Traugott? Das kennt man doch sonst an Ihnen nicht!“

„Darf ich antworten, wie es mir ums Herz ist, Herr Hauptmann?“

„Natürlich! Mir brauchen Sie keine Mätzchen vorzumachen. Also schießen Sie los!“

„Weil es nur mein Gott war, der uns begleitet und behütet hat, und nicht auch der Gott des Herrn Hauptmann!“

„So? Na, und wenn mich nun eine Kugel getroffen hätte, was dann? Ich wäre doch den Heldentod fürs Vaterland gestorben, und mehr als das konnte ich doch nicht, Traugott!“

„Schon recht, Herr Hauptmann. Daran dachte auch ich; aber ich dachte auch an die lange Ewigkeit.“

„Traugott, Sie sind doch sonst ein offener Kopf. Glauben Sie denn wirklich an eine Ewigkeit?“

„Gewiß, Herr Hauptmann, daran glaube ich felsenfest; und dieser Glaube bestimmt alles, was ich tue und lasse. Er gibt mir Mut und Kraft und läßt mich im Ernst keine Kugel fürchten. Ich bin auch gewiß, daß es mir nach dem Tode drüben viel besser gehen wird, als hier auf Erden; denn ich glaube an die Gnade Gottes, Herr Hauptmann.“

„Brav, sehr brav, Traugott, daß Sie so offen Ihre Ansicht aussprechen. Ich wäre froh, wenn ich Ihren Glauben teilen könnte; aber ich kann's leider nicht. Geben Sie mir die Hand, Traugott! Sie sind wirklich ein kreuzbraver Mensch, ein ehrlicher Charakter.“

„Vielleicht kommt doch noch die Stunde auch für den Herrn Hauptmann“, erwiderte Traugott bescheiden und innig.

„Wollen sehen! Wollen hoffen!“ sagte der Hauptmann, und dann ging es im flotten Marsch zur Truppe.

Der Hauptmann dachte in den nächsten Tagen öfter an die Unterredung mit seinem Unteroffizier,

und besonders an die Worte: „Es war mein Gott, nicht auch der Gott des Herrn Hauptmann“. Er ahnte nicht, was Traugotts Gott mit ihm vorhatte. — —

Zehn Tage waren vergangen seit diesem Patrouillengange, als es zwischen Gent und Brügge zu wiederholten Bajonettangriffen kam, an denen auch die Kompagnie von Hauptmann Ortlieb teilnahm. Bei einem dieser Gemetzel wurde der Hauptmann von einem Engländer hinterrücks vom Pferde geschossen; aber schon durchbohrte Traugott, der sich in nächster Nähe befand, mit dem Bajonett den Feind. Blitzschnell sprang er dann hinzu, lud den Hauptmann auf die Schulter und trug ihn aus dem Kampfgetöse nach einem nahen kleinen Gebüsch. Aber kurz vor der Erreichung desselben traf auch ihn eine feindliche Kugel von hinten und durchbohrte ihm die Lunge; doch gelang es ihm noch unter äußerster Anstrengung, mit seiner Bürde das rettende Buschwerk zu erreichen. Nach einiger Zeit wurden die Beiden von einer Sanitätskolonne entdeckt, unter der sich gerade ein Bekannter Traugotts befand. Dieser fragte mit schwacher Stimme, ob es wohl möglich sei, einen Feldprediger zu rufen. Der Freund bejahte; er wußte einen solchen sogar in nächster Nähe. Auch ein Arzt war bald zur Stelle und legte den zwei Verwundeten, bevor sie weggetragen wurden, einen Notverband an. Leider aber mußte der Stabsarzt auf die Frage Traugotts feststellen, daß dessen Verwundung keine Hoffnung auf Erhaltung des Lebens zulasse, während dem Hauptmann Genesung in Aussicht gestellt werden konnte.

Als Hauptmann Ortlieb das hörte, ergriff er die Hand seines Lebensretters und sagte gerührt: „Traugott, mein lieber, armer Traugott, hätten Sie mich doch liegen lassen! Wie kann ich Ihnen nun danken?“

Diese Worte vernahm der gerade hinzutretende Feldprediger. Er kniete nieder und sagte: „Herr Hauptmann, niemand hat größere Liebe, denn diese, daß er sein Leben läßt für die Brüder; aber das verlangt auch unser Herr und Heiland. Auch Er hat Sein Leben hingegeben, auch für Sie. Können Sie das wohl glauben, Herr Hauptmann?“

„Schwer, sehr schwer, Herr Pfarrer; aber mein armer, braver Traugott, der glaubt es und wünscht es mir. Ich glaube, er hat an mir weit mehr getan, als mir das Leben gerettet.“

Der Pfarrer wandte sich jetzt zu dem Sterbenden und betete mit ihm. Darauf nahm er Grüße an dessen Eltern und Geschwister, sowie die Brieftasche und Uhr Traugotts in Empfang. Das Neue Testament und das andere Büchlein mußte er dem Hauptmann reichen, der die beiden wichtigen Bücher tief ergriffen und mit zitternden Händen in Empfang nahm. Traugotts letzte Worte waren: „Gott mit Ihnen und allen meinen Kameraden, Herr Hauptmann! Ich gehe zu Ihm in die Ewigkeit.“

Als sich der Feldprediger nach dem Hauptmann umwandte, sah er Tränen in dessen Augen.

„Legen Sie mich ihm, bitte, näher, Herr Pfarrer!“ bat er mit bewegter Stimme. Dann richtete er sich mühsam auf, nahm die Hand des Sterbenden und sagte leise: „Abe, mein guter Kamerad!“ — — —

Traugott fand ein schlichtes Soldatengrab;
Hauptmann Ortlieb kam ins Feldlazarett. —

Auf dem Schreibtisch eines Bekannten des Hauptmanns, der in einer oft genannten Nordsee-Hafenstadt wohnt, liegt seit einiger Zeit ein mit Tintenstift geschriebener Brief, der von einer völligen, von dem Freunde kaum je erwarteten Umwandlung der Gesinnung über die höchsten Güter des Lebens spricht. Als Absender steht auf der Rückseite des Briefes der Name:

Hauptmann Ortlieb.

Bis zum Tode getreu.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts lebte im südlichen Frankreich ein junger Mann, namens Ludwig Manc. Er entstammte einer wohlhabenden Familie und hatte die besten Aussichten, es zu etwas zu bringen. Seine gottesfürchtigen Eltern aber hatten von frühester Jugend an den Samen des Wortes Gottes in das empfängliche Herz ihres Sohnes ausgestreut und ihn gelehrt, die Schmach Christi für höheren Reichtum zu halten als alle Schätze dieser armen Welt. Ihre Bemühungen waren nicht umsonst geblieben. Als Ludwig siebzehn Jahre alt geworden war, erklärte er seinen Eltern, sein Leben ganz dem Herrn weihen zu wollen, den er als seinen Heiland kannte und liebte, und Ihm unter den von dem lasterhaften französischen König Ludwig XV. verfolgten Hugenotten zu dienen.

Der junge Ranc setzte seinen Plan bald in die Tat um, und zwar zunächst dadurch, daß er den treuen alten Prediger Roger aufsuchte und ihn bat, ihm bei der Ausbreitung des Evangeliums helfen zu dürfen. In den nun folgenden kurzen Jahren gewann Ludwig die Herzen vieler der damals in den schwierigsten Umständen lebenden Gläubigen. Sein heiterer, glücklicher Sinn brachte den Niederbeugten Trost, während er in seiner Umgebung und Frömmigkeit allen ein Vorbild war zu einem einfältigeren und absonderteren Wandel für den Herrn.

Im Jahre 1745 brach eine neue Verfolgung über die armen Hugenotten herein. Die alten Edikte gegen die Unglücklichen wurden aufs neue veröffentlicht, und in ganz Frankreich begann eine Schreckensherrschaft. Truppen durchzogen das Land und verbreiteten überall Jammer und Elend. Weber Geschlecht noch Alter schützte vor den Grausamkeiten der rohen Söldlinge. In Häuser und Hütten drangen sie ein, nahmen mit was ihnen gefiel und peinigten die Bewohner auf jegliche Weise.

Der Name von Ludwig Ranc, dessen Eifer für das Evangelium überall bekannt geworden war, stand vor allem auf der schwarzen Liste. Seine unerschrockene Freimütigkeit war die Ursache, daß er häufig in schwierige Lagen geriet. Gott schützte indessen Seinen treuen Knecht, manchmal auf wunderbare Weise. Einmal hatte er gelegentlich einer Versammlung, die er mitten im Walde abhielt, das bestimmte Gefühl von einer nahenden Gefahr. Er brach plötzlich seine Ansprache ab und forderte die Zuhörer auf, auseinanderzugehen und sich zu

verstecken. kaum war man seiner Anweisung gefolgt, als eine Schwadron Dragoner, denen die Versammlung verraten worden war, über den Platz galoppierte. Da sie niemand fanden, auch nicht das leiseste Geräusch vernahmen, ritten sie bald wieder davon. Nachdem die Gefahr vorüber war, rief Ranc seine Zuhörer wieder zusammen, und die Versammlung nahm ihren Fortgang.

Doch der Feind ließ nicht nach in seinen Bemühungen. Er ruhte nicht, bis der Mund des treuen Zeugen für immer geschlossen war.

Ranc befand sich in dem Dorfe Livron. Er wohnte bei einem gläubigen Herbergbesitzer. Auf irgend eine Weise wurde sein Aufenthalt bekannt und die Polizei benachrichtigt. Ranc erfuhr beizeiten von der ihm drohenden Gefahr. Doch beschloß er, nicht zu fliehen, sondern wenigstens die Nacht über im Hause des Freundes zu bleiben. Sorgfältig versteckte er seine Bücher und Papiere und stieg selbst in eine große Tonne, über die man Haufen von Flachsstengeln schichtete.

Am nächsten Morgen in aller Frühe hörte er aus seinem Versteck Pferdegetrappel. Die gefürchteten Söldner waren da. Sie drangen in das Haus und durchsuchten es vom Keller bis zum Speicher, ohne jedoch eine Spur von dem Gesuchten zu entdecken. Schon zogen sie sich fluchend und lärmend zurück. Da, im letzten Augenblick, fiel das Auge eines der Soldaten auf ein Paar Pantoffeln, die offenbar nicht dem einfachen Herbergsvater gehörten. Er teilte seine Entdeckung dem Anführer mit, der sofort eine zweite Durchsuchung befahl. Trotzdem wäre vielleicht noch alles gut gegangen, wenn Lud-

wig, der gehört hatte, wie die Fußtritte sich entfernten, nicht auf den unglücklichen Einfall gekommen wäre, seine Taschenuhr schlagen zu lassen, um sich zu vergewissern, wie lang er bereits in seinem dunklen, engen Gefängnis saß. Der Anführer des Trupps, der nicht weit von ihm entfernt auf seine Leute wartete, vernahm den hellen Klang. Damit war das Schicksal unseres Freundes besiegelt. Im Nu war die Tonne geöffnet, und Ludwig Ranc befand sich in der Hand seiner blutdürstigen Verfolger.

Man brachte ihn zunächst nach Valence, wo er einem kurzen Verhör unterworfen wurde, in welchem er mit ruhiger, fröhlicher Miene bekannte, daß er stets seiner Aufgabe gelebt habe, zu der er sich von Gott berufen glaube.

Man warf ihn daraufhin ins Gefängnis. Dort verblieb er zehn Tage; dann schaffte man ihn zur endgültigen Vernehmung und Bestrafung nach Grenoble.

Der jugendliche, eben erst sechsundzwanzigjährige Gefangene behielt auch weiterhin die fast fröhliche Gelassenheit, die ihn von Anfang an gekennzeichnet hatte. Sein Auftreten machte offenbar einen guten Eindruck auf den königlichen Staatsanwalt, der die Anklage vertrat. Er beantragte die Galeerenstrafe als ausreichende Sühne für seine Vergehungen gegen die bestehenden Gesetze. Doch der Fürst dieser Welt wollte nicht erlauben, daß ein Mann länger am Leben blieb, der ihm so viel widerstanden hatte. Die Mehrzahl der Richter war für die Todesstrafe, und so wurde Ranc zum Tode durch den Strang verurteilt. Hernach sollte der Leiche

der Kopf abgeschlagen und dieser auf einen Pfahl vor der Herberge gesteckt werden, in der man ihn gefangen genommen hatte. Die Kosten des Verfahrens wurden der Familie des Verurteilten auferlegt. Der junge Märtyrer empfand keinen Schreck bei dem Empfang der Todesbotschaft. Im Gegenteil, er freute sich, also für seinen Herrn leiden zu dürfen. Unter seinen Freunden dagegen rief die Kunde tiefe Bestürzung hervor. Man tat alles Mögliche, um den teuren Freund und Bruder aus den Händen seiner Gegner zu befreien; man wandte sich sogar an den Grafen Moriz von Sachsen, der bei Hofe großes Ansehen genoß, sowie an den Theologen Osterwald, daß er seinen Einfluß auf den mit Frankreich verbündeten König von Preußen geltend mache. Aber alle Bemühungen kamen zu spät. Bevor entscheidende Schritte zur Befreiung des Gefangenen erfolgen konnten, war das Urteil bereits vollstreckt.

Mit dem Gesang der ersten sieben Verse aus Ps. 118 auf den Lippen, ging Ludwig Ranc in den Tod. Am Fuße des Schafotts kniete er nieder und befahl seine Seele Gott. Dann stieg er, die Augen gen Himmel gerichtet, die Leiter empor, und bald darauf verließ der befreite Geist die gequälte Hülle, um für immer einzugehen in die Freude des Herrn.

Der Mund des treuen Zeugen war verstummt. Ludwig Ranc hatte seine Liebe zum Herrn mit dem Tode besiegelt. Satans Zweck schien erreicht. Aber war es wirklich so? Zwar riß der Tod des unermüdlchen Dieners Christi eine klaffende Lücke. Viele Tränen wurden vergossen um den jungen Märtyrer. Aber schon am folgenden Tage wurde



in der Nähe von Die, woselbst die Hinrichtung stattgefunden hatte, von den Gläubigen eine Versammlung abgehalten, an der nicht weniger als 4000 Personen teilnahmen. Einen solchen Einfluß hatte die Treue und der Eifer des Heimgegangenen auf alle ausgeübt. Ludwig Ranc war tot, aber er redete noch.

Er hat auch uns etwas zu sagen. Wie spricht Gottes Wort? „Gedenket eurer Führer, die das Wort Gottes zu euch geredet haben, und, den Ausgang ihres Wandels anschauend, ahmet ihren Glauben nach.“

„Laßt auch uns, da wir eine so große Wolke von Zeugen um uns haben, indem wir jede Bürde und die leicht umstrickende Sünde ablegen, mit Ausdauer laufen den vor uns liegenden Wettlauf, hinschauend auf Jesum, welcher, der Schande nicht achtend, für die vor Ihm liegende Freude das Kreuz erduldet und sich gesetzt hat zur Rechten des Thrones Gottes.“ (Hebr. 13, 7; 12, 1. 2.)

Das Wort Gottes.

„Das Wort Gottes ist lebendig und wirksam, und schärfer als jedes zweischneidige Schwert . . . und ein Beurteiler der Gedanken und Gesinnungen des Herzens.“ (Hebr. 4, 12.)

Das Wort Gottes wendet sich an alle Menschen. Es übt eine Autorität über ihre Herzen und Gewissen aus, wie es kein anderes Buch, keine Schrift der Menschen vermag. Ja, der Mensch

selbst bestätigt, obwohl gegen seinen Willen, die Tatsache, daß die Autorität der Heiligen Schrift göttlich ist.

Inwiefern tut er das? Nun, es besteht kein Zweifel darüber, daß es oft nur eines einzigen Wortes der Heiligen Schrift bedarf, um das finstere Herz eines Menschen zu erleuchten. Es fällt plötzlich, wie ein glänzender Lichtstrahl, in die Finsternis hinein und „macht offenbar“. Das ist die Eigenschaft des Lichts. Der Mensch aber „liebt die Finsternis mehr als das Licht“, und so tritt Gottes Wort an ihn heran — und der Mensch fühlt das — wie ein unwillkommener, alles erforschender Untersuchungsrichter, vor dem er nichts verbergen kann.

Ohne Gottes Wort würde der Mensch trotz seiner vielgerühmten Verstandeskräfte völlig im Unklaren sein über sich selbst; er würde weder etwas über seinen Ursprung noch über seine Zukunft wissen, könnte weder sich selbst noch Gott. Der Mensch erkennt durch seine eigene Weisheit Gott nicht. Er hat das selbst zugegeben, wenn er in der Stadt, die einst den Sitz aller menschlichen Weisheit und Wissenschaft bildete, auf einen der vielen Altäre schrieb: „Dem unbekanntem Gott“. (Vergl. Apstgsh. 17, 23.)

Aber die Schrift tut noch mehr, als daß sie den Menschen über Gott und sich selbst belehrt. Sie übt ihre göttliche Autorität über sein Gewissen aus. Aus diesem Grunde ist die Bibel das einzige Buch, gegen das der Mensch beständig seine Angriffe richtet. Sicher kommt es vor, daß auch menschliche Schriften Widerspruch erwecken, aber der Widerspruch ist anderer Art und kommt und geht mit

der Zeit, gerade so wie eine Wolke erscheint, dahinzieht und wieder verschwindet.

Nicht so die Bibel. Der Widerspruch und die Feindschaft des Menschen gegen sie sind bleibend, nehmen nie ab, gerade so wie die Ansprüche der Bibel an den Menschen und ihre Autorität über sein Gewissen nie und in keiner Weise durch die Zeit abgeschwächt werden können. Durch Den, dessen Stimme sie ist, hat sie alle Feindschaft, alle Angriffe der Menschen überlebt, überlebt sie noch heute und wird sie auch in Zukunft überleben. „Das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit.“ (1. Petr. 1, 25.) Es besteht noch, wenn seine stolzen und anmaßenden Widersacher längst diese Zeitlichkeit verlassen haben, wo sie ihre vermessenen Schmähungen gegen den göttlichen Urheber dieses Buches aussprechen durften, wenn sie in jene Ewigkeit der Verzweiflung hinabgestiegen sind, in welcher sie ihre Torheit anerkennen und ewig büßen müssen. Unsagbar ernst und traurig wird dann die nie ersterbende Stimme ihres Gewissens die Menschen daran erinnern, was das Wort Gottes in den Tagen ihres Erdenlebens verkündet hat, nämlich daß „Gott Licht“, und daß „Gott Liebe“ ist, sowie daran, daß sie das Evangelium der Gnade und Barmherzigkeit verachtet haben.

Wie wird dann den auf ewig Gerichteten das heute so lieblich klingende Wort in den Ohren gellen:

„Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“! (Joh. 3, 16.)

Und: „Wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben; wer aber dem Sohne nicht glaubt, wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt auf ihm“. (Joh. 3, 36.)

O Menschenkind, höre des Herrn Wort! Laß dich nicht betören durch die Lehren und Meinungen der Menschen! Sie alle zerfallen in sich selbst. Sie richten unsagbaren Schaden an, bringen aber keiner Seele irgendwelchen Nutzen. Nur das Wort Gottes erleuchtet, gibt Einsicht den Einfältigen; es allein besitzt die wiedergebärende Kraft, die man an sich erfahren haben muß, um ins ewige Leben einzugehen.

Das beste Wertpapier.

Der reiche Bankier M. hatte die Nachricht erhalten, daß eine Aktiengesellschaft, in deren Papieren er einen großen Teil seiner Gelder angelegt hatte, zusammengebrochen sei. Damit war er um sein Hauptvermögen gekommen.

M. saß an seinem Schreibtisch und rechnete. Die Zahlen flimmerten ihm vor den Augen. Plötzlich griff er in die Reihe der Bücher, um etwas nachzuschlagen. In der Hast erwischte er die Bibel, die er noch von seinem frommen Vater her, alter Gewohnheit gemäß, auf dem Schreibtisch hatte stehen lassen. Mechanisch legte er sie vor sich hin und schlug sie auf. Da sah er auf der letzten Seite etwas geschrieben. Er erkannte seines Vaters Handschrift. Nie zuvor hatte er das Geschriebene gesehen, weil er sich nie die Zeit genommen hatte,

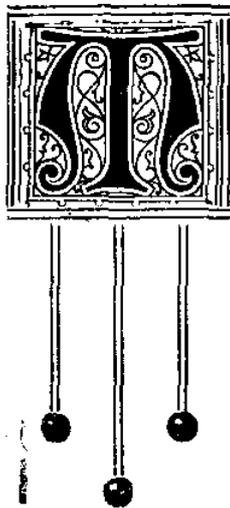
jemals die Bibel aufzuschlagen. Er begann zu lesen, und je länger er las, desto merkwürdiger wurde es ihm ums Herz. Schließlich stürzten ihm die Tränen aus den Augen. Was war's denn, was ihn so bewegte?

Folgendes hatte des Vaters Hand in das Buch der Bücher hineingeschrieben: „Mein Sohn! Ich hinterlasse dir ein großes Vermögen in Wertpapieren. Gebrauche es allezeit nicht selbstsüchtig nur für dich, sondern im rechten Gottesdienst an der notleidenden Menschheit; und vergiß das Eine nicht, so gut auch deine Wertpapiere sind, die im Geldschrank liegen: Sie sind doch nur Menschenpapiere. Das beste Wertpapier ist von Gott geschrieben. Es ist die Bibel. Dies Papier behält seinen Wert und fällt niemals im Kurs. Und wenn einmal Tage kommen sollten, da du erfahren wirst, daß Menschenglück und Menschenreichtum wie Glas ist, das zerbricht, dann wisse: du hast ein Wertpapier, das dich zum reichsten Millionär macht, auch wenn du am Bettelstab gehst. Verachte nicht Gottes Wort, halte es allezeit heilig! Höre, lies, lerne, lebe es gern!“

Das Wort, von des Vaters Hand in Gottes Buch hineingeschrieben, machte einen gewaltigen Eindruck auf das Herz des unglücklichen Mannes. Er mußte es als völlig wahr anerkennen und sich sagen, daß es der rechte Weg zum wahren Reichtum sei. Inwieweit er nun dem Räte des Vaters gefolgt ist, weiß ich nicht. Hat er es wirklich getan, so ist er ein glücklicher Mann geworden, mochte auch sein Vermögen dahin sein.



Belohnte Kindestreue.



Mathildens Vater war Schullehrer in einem am Meeresstrande gelegenen Dörfchen. Er war Witwer, und Mathilde führte ihm und der bei ihnen wohnenden achtzigjährigen Großmutter den Haushalt.

Zwei Jahre war es her, daß in Mathildens Leben die große Veränderung stattgefunden hatte. Bis dahin hatte sie, zum Kummer von Vater und Großmutter, ihren Verkehr unter den leichtsinnigsten jungen Leuten der Gegend gesucht und ein in jeder Hinsicht eitles Leben geführt. Ganz nahe am Abgrund von Sünde und Schande hatte sie gewandelt, als ihr mit einemmal die Augen aufgegangen waren. Sie hatte eingesehen, daß sie auf dem Wege zum ewigen Verderben war. Ihren Wandel hatte sie als die Frucht ihres bösen, von Natur völlig verdorbenen Herzens erkannt und verstanden, wie recht der Psalmist hat, wenn er den Menschen „in Ungerechtigkeit geboren und in Sünde empfangen“ nennt. Aber neben dieser gründlichen Selbstverurteilung war sie im Lichte Gottes zu der glückseligen Erkenntnis gekommen, daß Christus, der Sohn Gottes

und zugleich Gottes fleckenloses Lamm, auch ihre vielen und großen Sünden getragen hatte. Der Glaube an Ihn hatte sie von allem Unflat der Sünde gereinigt und ihr das ewige Leben geschenkt, ohne Geld und ohne Kaufpreis, aus lauter unverdienter Gnade.

Von der Zeit an war Mathildens Leben ein anderes gewesen. Vater und Großmutter konnten jetzt ihre Freude an ihr haben. Sie selbst war glücklich in ihrem neugefundenen Herrn. Und doch fehlte dem jungen Mädchen etwas. Sie fühlte sich manchmal so einsam. Daran vermochte selbst das schöne, friedliche Zusammenleben daheim nichts zu ändern. Wenn man jung und voller Lebenskraft ist, wie Mathilde es war, sucht man den Umgang mit anderen gleichgesinnten jungen Leuten. Es fehlte Mathilde an entsprechendem Verkehr. Den Umgang mit ihren ehemaligen Freunden und Freundinnen hatte sie selbstverständlich aufgegeben, aber bis heute keinen Ersatz dafür gefunden. Das schmerzte sie. Bei einem Besuch bei gläubigen Verwandten in der Stadt hatte sie gesehen, wie schön es ist, wenn im Christenleben sich gleich zu gleich gesellt. Aber in ihrem Dorfe wukte sie niemand, mit dem sie hätte verkehren können. Es waren außer Vater und Großmutter wohl noch einige Gläubige im Ort, aber das waren lauter ältere Leute.

„Hätte ich doch nur eine Freundin!“ seufzte Mathilde eines Tages, als sie in dem großen Gemüsegarten auf- und abging. „Aber hier ist auch kein Mensch!“

Und Else Marie? fragte eine Stimme in ihrem Innern.

Sie zuckte unmutig die Achseln. Was war denn mit Else Marie? Das war ein junges, gottesfürchtiges Mädchen aus dem Dorfe, dabei nett und verständig. Aber Else Marie war die Tochter eines armen Fischers, der noch dazu als Gewohnheitstrinker allgemein bekannt war. Er verdiente manchmal ein schönes Stück Geld, vertrank es aber gewöhnlich schnell wieder, so daß seine Tochter gezwungen war, durch Nähen das Nötige für den Unterhalt der kleinen Familie zu verdienen. Das war doch wahrlich kein passender Umgang für die Lehrerstochter! Die Leute würden ja mit Fingern auf sie weisen, wenn sie mit einem solchen Mädchen Freundschaft schloß! Aber war denn Else Marie nicht ein liebes Kind Gottes? Was hatten die traurigen Umstände in ihrer Familie damit zu tun? Sollten diese nicht vielmehr ein Anlaß für Mathilde sein, sich ihr anzuschließen, um ihr wahrlich nicht beneidenswertes Los ein wenig zu erleichtern? Und war ihre Kindestreue nicht vorbildlich? Mehr als einmal hatte Mathilde zu ihr gesagt: „Wenn ich du wäre, blieb' ich nicht bei meinem Vater. Du könntest ein viel besseres Leben haben, wenn du in die Stadt gingst.“ Aber auf solche Bemerkungen hatte Else Marie stets geantwortet: „Er ist mein Vater!“

Ja, Else Marie war eine gute Tochter, das mußte man ihr lassen, aber mit ihr verkehren, nein, das ging doch nicht. O welch ein verkehrtes, trotziges Ding ist doch das menschliche Herz! Da meint man sich selbst kennen gelernt zu haben, bekennt, dem demütigen Jesus von Nazareth folgen zu wollen, und ist dabei voll Stolz und Hochmut!

In der folgenden Nacht hatte Mathilde einen merkwürdigen Traum. Sie hörte Glockengeläute, und ihr Vater erzählte ihr, Else Marie sei gestorben. Sie ging mit zum Begräbnis. Plötzlich mußte sie sich umwenden. Da sah sie die Kirchentür offen stehen, und die Kirche war auf einmal ein prächtiger Festsaal geworden. Mitten darin saß Else Marie in einem glänzend weißen Festgewand, und sie hörte sie rufen: „Komm, Mathilde, komm auch hierher!“ Aber als sie sich anschickte, dem Rufe zu folgen, trat ihr eine Gestalt entgegen und sagte ernst: „Auf Erden hast du mit den armen Kindern Gottes keine Gemeinschaft machen wollen, wie kannst du denn hier mit ihnen zusammen sein?“ So wurde ihr der Eintritt verwehrt.

Mit einem Angstschrei wachte Mathilde auf. Es dauerte eine Zeitlang, bis sie begriff, daß es ein Traum war. Sie fand in dieser Nacht nicht mehr viel Schlaf. Auch am nächsten Tage wurde sie den Traum nicht los. Sie verstand: Gott hatte mit ihr geredet. Es war ihre eigene Schuld, wenn sie sich so einsam fühlte. Ihr Hochmut war es gewesen, der sie an dem Verkehr mit Else Marie gehindert hatte. Gott schenkte ihr, daß sie das einsah. Dieser Morgen bedeutete eine neue Veränderung in Mathildens Leben. Aufrichtig bekannte sie ihre Schuld vor Gott und beschloß, sie auch ohne Zögern Else Marie zu bekennen.

Dicht am Meere stand die armselige Fischerhütte, an der Mathilde so oft vorbeigegangen war, ohne sie je mit einem Fuß betreten zu haben. Heute ging sie geradeswegs auf die ärmliche Behausung zu. Der Fischer war vor der Tür mit

dem Ausbessern seiner Netze beschäftigt, und Mathilde erkannte sogleich, daß er wie gewöhnlich nicht nüchtern war.

„Ist Ihre Tochter daheim?“ erkundigte sie sich.

„Nun hört aber alles auf!“ rief der Fischer im Tone gut gespielten, ehrfürchtigen Staunens, indem er seine Müze abnahm und eine tiefe Verbeugung machte. „Jawohl, treten Sie nur ein in den Palast, mein Fräulein! Er ist zwar nicht groß und ist auch nicht neu, aber für Sie ist doch noch Platz darin.“ Damit machte er abermals eine tiefe Verbeugung und öffnete die Tür.

Else Marie hatte die fremde Stimme bereits vernommen und kam, um ihren Gast zu begrüßen. Der Fischer ging wieder an seine Arbeit.

„Es ist ein Jammer, daß es so mit meinem Vater steht!“ sagte die Tochter mit einem Blick, aus dem tiefe Trauer, aber keine Bitterkeit sprach. „Was führt dich zu mir?“

„Ich muß meine Schuld bekennen“, versetzte Mathilde. Ehrlich erzählte sie dann, wie ihr Hochmut sie bisher zurückgehalten habe, den Verkehr der armen Näherin zu suchen. Sie bat dieserhalb um Verzeihung und fragte, ob sie beide, die doch demselben Heiland angehörten, nicht Freundinnen werden könnten.

Es versteht sich wohl von selbst, daß Else Marie nicht Nein sagte. Bald verband eine herzliche Freundschaft die beiden Mädchen. So oft sie Zeit hatten, machten sie weite Spaziergänge miteinander. Aber das war nicht alles. Beide empfanden den Mangel an geistlichem Leben in ihrer Gegend, und beide wünschten, es möchte anders

werden. So begannen sie damit, christliche Schriften zu verbreiten. Das ging nicht ohne Spott ab. Manch einer sagte: „Ihr solltet lieber erst den trunksüchtigen Fischer belehren!“ Manche hielten es auch nicht für passend, daß die Lehrerstochter Arm in Arm mit der armen Näherin spazieren ging. Doch die Mädchen ließen sich nicht irre machen durch das Gerede der Leute, und was die Belehrung des Fischers betraf, so waren sie schon längst nicht säumig gewesen in dem, was ihnen da zu tun oblag, nämlich in Wandel und Gebet. Jahre lang hatte Else Marie bereits für ihren Vater gebetet, und jetzt beteten sie zusammen für ihn.

So vergingen Tage, Wochen und Monate. Eines Nachmittags lagen die zwei Mädchen in dem Fischerhäuschen auf den Knien und beteten. Sie bemerkten nicht, wie der Fischer eintrat und aufmerksam ihren Worten lauschte. Er war heute völlig nüchtern. Als sie sich von den Knien erhoben, stand er da und rief laut: „Ich halt' es nicht länger aus, daß ihr zusammen für mich betet!“ Die Mädchen sahen sich verwundert und fragend an. Der Fischer fuhr fort: „Seit Jahren hat Else Marie für ihren armen Vater gebetet, und jetzt tut ihr es zusammen. Das halt' ich nicht länger aus. Es muß biegen oder brechen. Ich hab' versucht zu beten, schon manchmal, aber ich kann's nicht. Es ist mir, als ob ein Teufel zwischen mir und Gott stehe. Ja, ihr seht mich an! Aber seid unbesorgt! Ich bin nicht betrunken und weiß, was ich sage. Es muß mit mir zu einem Ende kommen, ob so oder so. Wenn euer Heiland sich über einen armen Trinker erbarmen

will, dann soll Er mich haben, und dann, mein Kind", — hier begann der Mann zu weinen, — „ist dein Gebet erhört. Wollt ihr einmal mit mir an den Strand gehen?“

Wieder sahen die Mädchen sich an.

„Nun, geht ihr mit?“ drängte er.

„Gewiß, gern“, antworteten sie. Der Fischer stürzte förmlich aus der Tür und eilte dem Strande zu, so schnell, daß sie ihm kaum zu folgen vermochten. Mathilde schüttelte besorgt den Kopf. Das Gebaren des Mannes kam ihr geradezu unheimlich vor. Else Marie aber flüsterte ihr zu: „Wir glauben an einen Gott, der Gebete erhört“.

Sie standen am Strande. Dicht bis an ihre Füße rollten die Wellen. Da zog der Fischer eine Flasche aus dem Rock und hielt sie in die Höhe.

„Ich sagte eben, ein Teufel stände zwischen Gott und mir, wenn ich beten will“, leuchte er. „Dies hier ist der Teufel. Das Trinken ist mein Verderben gewesen. Aber eure Gebete haben gesiegt. Ich trinke nicht mehr.“

Mit diesen Worten schleuderte er die Flasche weit hinaus ins Meer. Schweigend schauten alle ihr nach. Aber nach kurzer Zeit kam die Flasche wieder zum Vorschein. Die Wellen spülten sie ans Land zurück.

„Kommst du wieder, Versucher?“ rief der unglückliche Mann. „Das sollst du nicht.“ Er nahm die Flasche und zerbrach sie an einem Stein.

„Jetzt gehen wir heim“, begann er aufs neue, „und dann soll für mich ein anderes Leben beginnen.“ Und die Arme gen Himmel streckend, rief er laut und flehend: „Herr Jesus, hilf mir! Gib, daß es Wahrheit werde!“

Es ist Wahrheit geworden! Zwar hat es noch Wochen gedauert, bis der arme Fischer am Kreuz von Golgatha Vergebung seiner vielen Sünden und Ruhe und Frieden für seine Seele fand. Auch noch manchen harten Kampf hatte er zu bestehen mit seinen alten, bösen Gewohnheiten. Aber die Rettermacht des Heilandes erwies ihre Kraft auch an diesem armen Sklaven Satans. Die Gebete der treuen Tochter fanden völlige Erhörung. Und Mathilde, die mit ihr gekämpft und gerungen hatte, durfte sich jetzt mit ihr freuen.

Jesus ruft. — Komm!

(Aus einer Ansprache.)

Die beiden Hirten, die in einsamer Gebirgs-
 gegend ihre Herden weideten, sind von einem
 heftigen Schneesturm überrascht worden. Nur nach
 vieler Mühe ist es ihnen gelungen, die verschüch-
 tertten, zitternden Schafe unter Dach zu bringen.
 Aber wo ist Alex, des einen Hirten Sohn? Der
 Vater ist in größter Sorge, und das Schicksal des
 Jungen ist in der Tat ernst genug. Von Kälte
 und Müdigkeit übermannt, ist er in einer Höhle,
 in die er sich vor dem Sturm geflüchtet hätte,
 eingeschlafen. Was wird aus ihm, wenn niemand
 ihn weckt? Was könntet ihr, meine lieben Freunde,
 für ihn tun? Vielleicht wäret ihr nicht stark genug,
 ihn wegzutragen, aber ihr alle könntet rufen: „Alex,
 Alex, wach auf! Sonst mußt du sterben!“

Wißt ihr auch, daß manche von euch dem schlafenden Alex gleichen? Ihr liegt zwar nicht in der Höhle draußen, während der Sturm heult und der Schnee fällt, sondern sitzt hier behaglich



im schönen, warmen Saale. Aber dennoch schläft ihr, wenn auch in anderer Hinsicht. Ihr schlaft, wenigstens viele von euch, in Bezug auf eure Sünden, die, wenn ihr nicht zur rechten Zeit aufwacht, euch in Tod und Verderben bringen müssen und,

da rufe ich euch zu: „Wacht auf, wacht auf, oder ihr müßt sterben!“ Der kleine Alex fühlte, während er schlafend in der Höhle lag, keine Kälte, noch fürchtete er Gefahr. Er sah sich sogar vielleicht im Traum in seinem warmen Bett daheim. So seht auch ihr keine Gefahren, sondern träumt die sorglosen Träume der Jugend. Laßt sie euch nicht abhalten, zu Jesu zu eilen! Denn so lang ihr Christum nicht habt, seid ihr verloren.

Ich kannte einen Knaben, der auf die Aufforderung hin, sich zu bekehren, stets erwiderte, dazu sei es noch früh genug, wenn man einmal alt geworden sei. Dieser Knabe ist nie ein Mann geworden; er starb mit sechzehn Jahren. Nie ist er aus seinem Schlaf aufgewacht. Ein anderer Knabe dagegen, der gottesfürchtige Eltern, einen frommen Lehrer und alles hatte, was, menschlich gesprochen, einen guten Menschen aus ihm hätte machen müssen, schrieb mir eines Tages: „Alles, was ich von mir sagen kann, ist, daß ich ein armer Sünder bin, der die ganze Verderbtheit seiner sündigen Natur bewiesen hat. Ich fühle meine Sünden und bin ein Sklave meiner Begierden. Ich habe ein weltliches, aufrührerisches Herz. Kein Mensch weiß, in welcher traurigen Verfassung ich mich befinde. Rasch entzündbar wie Schießpulver, bedarf es nur des kleinsten Funkens, und alles Böse in mir kommt zur Entladung.“

Welch merkwürdige Worte von einem äußerlich so „guten“ jungen Manne! Wie kam er dazu, so etwas zu schreiben? Weil er aufgewacht war, ihr lieben jungen Freunde. Der erste Knabe, der ein Christ werden wollte, wenn er einmal alt ge-

worden wäre, empfand seine Sündhaftigkeit nicht. Schlafend lag er in der Höhle der Sünde, und er blieb da liegen, bis ewige Nacht ihn umfing.

Den anderen aber, der sich als sündig erkannt hatte, brachte Gott zu sich. Er schenkte ihm die Gewißheit, daß alle seine Sünden im Blute Jesu getilgt seien, wie folgende Worte von ihm bekunden: „Meine Seele ist glücklich in meinem Gott. Ich war ein großer Sünder, aber alle meine Sünden sind vergeben. Ich sehne mich danach, befreit zu werden von einem Leibe, in welchem Sünde und Tod wohnen, und auf ewig bei dem Herrn zu sein.“ Sind das nicht schöne Worte? So konnte jemand schreiben, der sich kurz zuvor noch als ganz böse und sündig bezeichnen mußte.

O ihr lieben jungen Freunde! Jesus ruft auch euch, jetzt, in dieser Stunde. Er selbst will euch alle aus dem Schlaf aufwecken, aus jenem schrecklichen Sündenschlaf, der ungezählten Scharen erst ein Aufwachen in den Qualen der Ewigkeit bringt. Jesus, der gute Hirte, ist auf die Erde herabgestiegen, dahin, wo wir in unseren Sünden waren, um uns zu erretten und uns aus unseren Sünden heraus zu Gott zu bringen. Jederzeit steht Er zur Rettung bereit.

Wißt ihr, in welcher Weise sich diese Rettung vollzieht? Indem Er jede einzelne Sünde der an Ihn Glaubenden abwäscht. Indem Er jeden, der zu Ihm kommt, weißer macht als Schnee. Sein kostbares Blut floß einst auf dem Kreuze von Golgatha, und dieses Blut reinigt von aller Sünde. Je sündiger ihr seid, desto mehr habt ihr Jesum nötig. Fragt ihr nun: „Wie kann ich

Jesum finden?“ so lautet die einfache Antwort: Kommt! Jesus ruft euch. Er ruft: „Kommt her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen!“ Kommt, wie ihr seid, mit eurer ganzen Sündenschuld! Werft sie ab zu Seinen Füßen! Er vergibt so gern. Er wird euch Seine Rechte entgegenstrecken und euch in Seinem Busen bergen, nahe, ganz nahe an Seinem Herzen.

Da war einst ein kleines Mädchen von etwa sechs Jahren. Eines Abends hörte man sie leise beten: „Herr Jesus! mache mich zu deinem Eigentum! Ich möchte wissen, daß ich dein bin. Ich möchte eins von deinen Lämmlein werden.“ Der Herr erhörte das einfache Gebet. Er machte die Kleine zu Seinem Eigentum. Später sagte sie einmal im Anschluß an das Lied: So wie ich bin, ohn' alle Zier, komm ich auf dein Wort, Herr, zu dir: „So mache ich es. Ich gehe zu Jesu, „gerade so wie ich bin“. Bin ich ungezogen gewesen, so sage ich es Ihm. Ich kann mich selbst ja nicht gut machen. Das kann nur Er. Ich sage Ihm alles.“

„So wie ich bin“, das ist der Weg, auf dem man zu Jesu kommen muß. So müßt auch ihr alle zu Ihm kommen, groß oder klein, reich oder arm, große oder kleine Sünder. Es gibt nur diesen einen Weg. Gute Vorsätze, gute Worte oder Werke helfen da nicht. Wie ihr seid, so müßt ihr kommen. Vor den Augen des heiligen Gottes kann nur eine Klasse von Menschen bestehen. Das sind die, deren Sünden abgewaschen sind in Jesu Blut, die sich Ihn zum Führer und Hirten erwählt haben. So hört denn und kommt!

„Und die Tür ward verschlossen.“

Ein junges Mädchen, namens Marie, schien lange Zeit eine ernste Christin zu sein. Sie besuchte regelmäßig die Kirche und bemühte sich in mancherlei christlicher Liebestätigkeit. Dann aber machte sie die Bekanntschaft eines weltlichen jungen Mannes, und mit einemmale war sie wie umgewandelt. Zur Kirche kam sie nur noch ganz selten, und auch sonst bekundete sie kein Interesse mehr für die Dinge des Herrn. Als der gläubige Prediger H. mit ihr darüber redete, erwiderte sie in frechem Tone, er solle sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern und sie in Ruhe lassen.

Nach diesem verlor H. sie für einige Jahre aus dem Auge. Eines Tages jedoch erblickte er sie wieder in der Kirche. Er ging auf sie zu, um ein Wort mit ihr zu wechseln. Sie aber wandte sich so schroff von ihm ab, daß er ihr nur noch warnend zurufen konnte: „Marie, Marie, gib acht, oder die Tür wird verschlossen!“

Früh am anderen Morgen läutete es an seiner Wohnung. Er öffnete selbst, und zu seinem Erstaunen stand Marie vor ihm.

„O Herr Pfarrer!“ rief sie. „In dieser Nacht hatte ich einen schrecklichen Traum. Eine leuchtende, überirdische Gestalt trat zu mir, in fleckenloses Weiß gekleidet, und sagte: „Marie, Marie, gib acht, oder die Tür wird verschlossen!“ Daraufhin ergriff

mich eine solche Furcht, ich möchte verloren gehen, daß ich jetzt zu Ihnen komme, um Jesum zu finden.“

H. unterhielt sich mit dem Mädchen, und sie selbst rief zum Herrn um Gnade.

Einige Wochen vergingen, in denen Marie wieder fleißig die Kirche besuchte. Dann aber blieb sie aus. Schließlich suchte H. sie in ihrer Wohnung auf. Er fand sie krank im Bett. Abermals fand eine ernste Unterredung statt, und Marie gab zu, daß sie in der Zwischenzeit tiefer und tiefer in die Sünde hineingeraten sei. Sie schloß ihr Bekenntnis mit den Worten: „Gerade in der letzten Nacht erschien jene lichte Gestalt wieder, von der ich Ihnen erzählte, und sagte: „Marie, Marie, die Tür ist verschlossen!““

Der Pfarrer wies das Mädchen nochmals auf Jesum hin und versicherte ihr, daß sie noch Zeit zur Buße habe. Sie solle aber jetzt nicht mehr zögern, sondern noch heute zu Jesu eilen und ihre Sünden abwaschen lassen in Seinem vergossenen Blut. Sie aber schüttelte den Kopf. Sie wollte sich noch nicht für Jesum entscheiden.

Als H. Marie wieder besuchte, schlief sie gerade. Er konnte aber gut merken, daß es kein friedevoller Schlummer war. Er wartete lang, bis sie aufwachte. Es war schon spät am Abend. Ihre ersten Worte lauteten: „O Herr Pfarrer, jene Gestalt hat mich zum drittenmal besucht! Sie schaute mich an und sprach: „Marie, Marie, es ist zu spät, es ist zu spät! Die Tür ist verschlossen. Um 12 Uhr diese Nacht wirst du an den Ort gehen, wo Gott aufhört, gnädig zu sein, wo der Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlischt.““ Sie

schief fast im selben Augenblick wieder ein und schlummerte, bis es zwölf Uhr schlug. Dann schreckte sie auf, richtete sich halb in die Höhe, raufte sich das Haar und rief in Verzweiflung: „Zu spät! Zu spät! Ich kann nicht mehr hinein!“

Dann sank sie zurück, und beim letzten Schlage der Mitternachtsstunde hauchte sie ihren Geist aus. Das unglückliche Mädchen hatte ihre Gelegenheit gehabt, sie aber nicht ausgenutzt. Sie hatte ihr Herz verhärtet, und ach! welch ein Ende hatte sie genommen!

O mein Leser, heute, wenn du Seine Stimme hörst, verhärte dein Herz nicht! „Es ist furchtbar, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!“ (Hebr. 3, 7. 8. 15; 10, 31.)

Glücklich.

Ein junger jüdischer Maler hatte einen Mann gebeten, ihm als Modell zu einem Bilde zu sitzen. Trotz seiner Jugend war dieser Künstler unglücklich, schuldbeladen, friedelos. Er war nicht gerade ein Gottesleugner, aber seine Religion gab ihm keine Kraft, die Fesseln der Sünde zu sprengen. Er war sich seines unglücklichen Zustandes wohl bewußt, sah aber nirgendwo einen Ausweg, kannte auch niemand, den er für wirklich glücklich hätte halten können. So lebte er dahin.

Indem er jetzt das Antlitz des Mannes betrachtete, den er malte, wurde er gewahr, daß auf diesem Angesicht und in diesen Augen ein wunderbarer Schimmer von Friede und Glück lag. Je

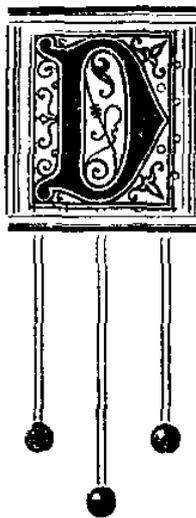
länger er das Gesicht studierte, desto merkwürdiger und anziehender war ihm diese Erscheinung. Es schien auch alle Tage, wenn sein „Modell“ zur verabredeten Stunde kam, das Gleiche zu sein. Endlich bat der junge Mann, ihm eine Frage zu gestatten. „Bitte, sagen Sie mir, sind Sie wirklich so glücklich, wie es nach dem Ausdruck ihres Gesichts scheint?“ Der andere antwortete: „Ja, ich bin vollkommen glücklich, seitdem ich Jesum Christum als meinen Erretter kenne. Sie sind ein Jude, es ist also Ihr Messias, der mich so glücklich gemacht hat. Sie sind wohl nicht glücklich?“

In der sich darauf entspinneuden Unterredung hörte der junge Israelit ein Zeugnis davon, daß der Erzähler einst auch unglücklich gewesen, aber seitdem er als ein verlorener Sünder zu Jesu gekommen, frei und froh geworden sei. Er hörte die Botschaft von der Gnade Gottes, von der Liebe, die den Sohn Gottes aufs Kreuz trieb, um für schuldige und beslechte Sünder das gerechte Gericht zu erleiden. Er vernahm, daß auch er vollkommene Vergebung finden könne zu den Füßen Dessen, der einst durch Israels Hohepriester und Schriftgelehrte ans Fluchholz gebracht wurde.

Zum Schluß gab der glückliche Zeuge Jesu dem Künstler ein Neues Testament und bat ihn, darin zu lesen, bis er Jesum als den Sohn Gottes erkenne; dann solle er sich vor Ihm beugen und Ihm seinen ganzen Jammer bringen. So geschah es. Gott tat dem Lesenden Herz und Augen auf — er wurde Jesu Eigentum und Bekenner.



Der doppelte Talisman.



Der schwere Abschied von den geliebten Eltern war überstanden. Jetzt galt es noch, dem greisen und hochverehrten Großvater, dem 89jährigen Superintendenten a. D., ein Lebewohl zu sagen. Dazu mußte sich sein Großneste, der Oberleutnant der Marine-Reserve, Oswald Hilferoth, über die breite Diele nach der anderen Seite des geräumigen Hauses begeben, welches der alte verwitwete Herr gemeinsam mit seinem auch schon betagten Sohne, dem Sanitätsrat Hilferoth, Oswalds Vater, bewohnte.

Noch schimmerte es feucht in den sonst so übermütig blinkenden Augen des lebenslustigen Seeoffiziers, und seine Lippen waren fest aufeinander gepreßt. Nun sollte der zweite herbe Schritt getan werden. Wiewohl der Großvater manches Mal dem übersprudelnden jungen Menschenkinde ernst ins Gewissen geredet hatte, gerade weil er ihn so sehr lieb hatte, tat das doch der unbegrenzten Gegenliebe des jungen Mannes keinen Abbruch. Der Großvater war für Oswald von seiner frühesten Jugend an eine Persönlichkeit hellster Bewun-

derung gewesen. Zu ihm flüchtete er in Freud und Leid, in guten und in bösen Tagen. — „Großvater, was sagst du dazu? Hab' ich nicht recht?“ — „Großvater, hilf mir doch, bitte, hier mal bei meiner ollen Rechenarbeit!“ — „Großvater, du sollst es zuerst wissen. Ich bin versezt. Hurra!“ Und dann in späteren Jahren, als er schon zur See fuhr: „Großvater, denke nur, was wir auf unserer diesmaligen Reise erlebten!“ Oswald Hilferoth war in letzter Zeit als 2. Offizier auf einem vielgenannten schönen Schnelldampfer gefahren, der einen hohen Namen trug.

Es ließ sich nicht leugnen, daß der bildschöne junge Mann mit seinem liebenswürdigen Wesen, der zugleich ein glänzender Vertreter des echten deutschen Seemannstyps war, allmählich recht oberflächlich geworden war. Das gefiel selbstverständlich dem alten Herrn an seinem Liebling nicht nur nicht, sondern erfüllte ihn mit großer Sorge für sein Seelenheil. Hätte er gewußt, wie der junge stramme Offizier von den Reisenden ausgezeichnet, wie er von seinen Vorgesetzten und Kameraden geliebt wurde, so wäre vielleicht seine Sorge noch größer gewesen. Und wie war der junge Offizier auch bei der Mannschaft beliebt! Herab vom alten, etwas rauhbeinigen Hochbootsmann bis zum jüngsten Schiffsjungen, der soeben seine erste Reise über das große Wasser machte, herrschte nur eine Stimme, und die lautete: „Feiner Kerl!“ Der Hochbootsmann verkündete bei jeder passenden Gelegenheit: „He is de firsste Offizier, den id je anlehrt hew! He versteiht bannig veel! He versteiht mehr as mancher, de tweemoal so olt is, as he! Uwersten

he lett sich dat nie merken. He deiht jümmer so, as wenn de Annern dat Schießpulver erfunden hebben, un he bloß toliert hett!"

So wurde er allenthalben verwöhnt. Die Gefahr, ein echter Weltmensch zu werden, war daher mehr als groß. Anfänglich hatte noch auf dem Bücherbort in seiner kleinen Kabine das Neue Testament neben einem oder zwei christlichen Büchern gestanden. Sie und da hatte er auch darin gelesen. Später war er aber so ganz allmählich davon abgekommen. Schließlich waren auch die drei Bücher bei den verschiedenen Umzügen von einem Schiff aufs andere vom Bort verschwunden und in die Tiefe des Koffers versenkt worden, ohne den Rückweg aufs Bücherbrett zu finden. So war der junge Mann weiter und weiter auf den „breiten Weg“ geraten. Zwar konnte ihm niemand einen unsoliden Lebenswandel nachsagen, aber ebensowenig hätte man behaupten können, daß er zu jenen glücklichen Leuten gehöre, die den acht Seelen gleichen, welche sich in Noahs Arche befanden, als der Herr hinter ihnen die Tür abschloß.

Nun sollte Oswald vielleicht zum letztenmal in diesem Leben dem geliebten Großvater Lebewohl sagen. Wie schwer war das doch! Und vielleicht würde der alte Herr ihm auch einige recht unbequeme Fragen stellen. Der Gedanke daran war ihm nicht angenehm. Die Eltern hatten keine kritischen Fragen gestellt. Dazu war die kränkliche, überaus zartfühlende Mutter auch gar nicht imstande. Nun stand er vor dem so sehr geliebten und doch auch wieder ein wenig gefürchteten Großvater. Er konnte zunächst kein Wort hervorbringen.

„Setz dich, mein Sohn!“ sagte der Greis mit zitternder Stimme. Dann sprach er in liebevollster Weise über dies und das mit ihm. Zuletzt nahm er ein kleines Neues Testament vom Tisch, das in einem neuen und besonders festen Deckel steckte. Er gab es dem Enkel mit folgenden Worten: „Ich habe dieses teure kleine Buch, das ich selbst viel benutzt habe, und das mir stets ein untrüglicher Talisman war, für dich mit einem besonders festen Deckel versehen lassen. Ich bitte dich in dieser ernstesten Stunde, in der wir nicht wissen, ob wir uns lebend wiedersehen werden, trage das Buch stets auf deinem Herzen und trenne dich, wenn irgend möglich, nie von ihm! Lies darin, soviel du kannst. Das häufige Lesen wird dir nicht nur für dich selbst reichen Segen bringen, sondern dir auch Kraft geben, deinen Kameraden und Untergebenen ein gutes Beispiel zu sein. Möchte das Buch dir, mein lieber Oswald, ein Talisman, ein doppelter Talisman fürs ganze Leben werden!“

Darauf kniete der Oberleutnant nieder, um den Segen des Großvaters zu empfangen. Er brach fast unter den mit schwacher, aber dennoch fester Stimme gesprochenen Worten zusammen. Dann erhob er sich, umarmte und küßte den Großvater und murmelte einige unverständliche Worte. Die sonst so feste und helle Befehlsstimme versagte ihm vollkommen.

Der ehrwürdige Greis küßte den Enkel auch seinerseits auf Stirn und Wange, und sagte: „Der Herr sei mit dir! Keine Trennung von dem Talisman, Oswald, mein lieber, lieber Sohn! Auf Wiedersehen!“

„Nein, Großvater! Nimmer!“

Jetzt galt es aber sich zu eilen, um mit dem Vater und den Geschwistern zum Bahnhof zu fahren. Der Wagen stand schon längst vor der Türe, und die Pferde stampften ungeduldig den Boden. 11 Uhr 54 Minuten ging der Zug nach Flandern ab. Es war die allerhöchste Zeit.

Nun war Oswald Hilferoth schon über sechs Wochen in Feindes Land und hatte bereits manchen ernstern, aber auch manchen schönen, siegreichen Tag erlebt. Zur Besinnung auf sich selbst war er bisher leider noch nicht gekommen. Eins trieb das andere. Viel Dienst, der Verkehr mit den Kameraden usw. — —

Der letzte Tag im Jahr war da. Es war Abend.

„In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehen!“ Kräftig schallte das beliebte Marschlied durch die nächtliche Dorfstraße. Ein Bataillon, darunter Oswalds Kompagnie, ging zum letztenmal im alten Jahre in Stellung.

Wie wird es im neuen Jahre werden? Wie oft werden wir noch zur Ablösung marschieren? Diese Frage stand auf allen Gesichtern geschrieben, auch auf Hilferoths Zügen. Gedankenvoll richteten sich seine Blicke nach vorn, wo aus dem nächtlichen Dunkel im bunten Wechsel farbige Signalraketen und Leuchtkugeln aufstiegen, ab und zu unterbrochen durch blitzartiges Aufzucken mit dumpfem nachfolgendem Kanonendonner. Das Schlachtengewitter.

Unwillkürlich tastete die Hand des Oberleutnants nach seinem Talisman. War er noch da? Ja. Hatte er auch schon darin gelesen? Auf der

nächtlichen Eisenbahnfahrt damals wohl, aber später — —? Er seufzte.

Nun war es 12 Uhr. Jahreswende! Plötzlich stieg aus dem schwarzen Dunkel eine gewaltige Kette von Sternraketen empor. Immer höher und höher zog die feurige Schlange ihre Bahn, bis sie in Himmelshöhe mit den Sternen zu verschmelzen schien. Dann feuerten 10 Minuten lang die sämtlichen Batterien ein Trommelfeuer, um dem Feinde zu kündigen, daß die Deutschen auf dem Posten waren. Als aber das Trommelfeuer beendet war, da schallten durch die Dorfstraße die Klänge des: „Wir treten zum Beten vor Gott, den Gerechten,“, und zum Schluß: „Heil dir im Siegerkranz!“

Die aufgeschreckten Einwohner sahen mit einem Gemisch von Furcht und Staunen dem Schauspiel zu. Waren das die Barbaren, die Kindermörder? Diese Männer, die so schöne Lieder in der Nacht singen konnten? Kopfschüttelnd und nachdenklich lehrte manch einer wieder in seine Behausung zurück.

Tage, Wochen und Monate gingen ohne besondere Ereignisse für den Oberleutnant dahin. Er stand mit seiner Familie dauernd in regem Briefverkehr. Bis jetzt hatte er glücklicherweise nur Gutes von sich berichten können. Dem Großvater sandte er oftmals eine besondere Karte, einen besonderen Brief oder Gruß. Der Greis konnte ihm keine Briefe mehr schreiben, aber unter jeden Brief, unter jede Karte, die an Oswald gesandt wurde, schrieb er ein kurzes Segenswort. Und wie schaute der Oberleutnant gerade nach diesen wenigen Buchstaben aus! Dorthin flog sein Blick zuerst. Er

hatte immer das Gefühl, solange der Großvater noch für ihn bete, könne ihm kein ernstliches Unglück widerfahren.

Der 2. Mai war gekommen.

„Der Gegner versuchte nach sehr starker Artillerievorbereitung wiederum gegen unsere neue Stellung nordöstlich von Ypern anzurennen, und zwar griffen die Franzosen zwischen Kanal und Straße Ypern—St. Julien energisch an, die Engländer östlich davon nur matt. Alle ihre Bemühungen waren, namentlich infolge unseres sehr wirksamen Flanken- und Rückenfeuers aus der Gegend von Broodseinde und Veldhoet, gänzlich erfolglos.“ — So meldete an diesem Tage der amtliche Bericht.

Oswalds Kompanie ging bei diesen Kämpfen in unwiderstehlichem Ansturm vor und erbeutete u. a. drei Maschinengewehre. Der junge Führer selbst brach, von einer Kugel am Schlüsselbein schwer verletzt, ohnmächtig zusammen. Er hatte noch die undeutliche Empfindung, daß ihn auch in der Herzgegend, wo er einen sehr heftigen Schmerz verspürt hatte, ein Geschloß getroffen habe. In dem glücklicherweise nahen Feldlazarett kam er wieder zur Besinnung.

Nach Verlauf von achtzehn Tagen, in denen von dem Schlüsselbein zweimal Knochensplinter auf operativem Wege entfernt werden mußten, und in denen äußerst heftige Fieber den Verwundeten schüttelten, war die gefährliche Krisis, dank seiner schier unverstiegbaren Jugendkräfte, glücklich überstanden. Nun ging es allmählich der Besserung, der Genesung entgegen.

Eines Tages fragte er die ihn pflegende Schwester, ob man vielleicht in seinem Rock eine Brieftasche und ein kleines Neues Testament gefunden habe.

Die Schwester bejahte mit bedeutungsvoller Betonung. „Ich glaube“, fügte sie hinzu, „daß Sie jetzt auch stark genug sind, um die näheren Umstände Ihrer Verwundung zu erfahren; erst aber will ich das Buch und die Brieftasche holen.“

Nach kurzer Zeit kam sie mit den beiden Gegenständen zurück und gab sie dem Oberleutnant. Er erschrak über das Aussehen des Neuen Testaments und fragte ganz erstaunt: „Ja, Schwester, was ist denn mit dem Buche geschehen?“

„Genau weiß ich das natürlich auch nicht, Herr Oberleutnant; aber die Ärzte sind der Ansicht, daß Sie dem kleinen Büchlein und dem, was in seinem Deckel steckt, Ihr Leben verdanken. Die feindliche Kugel, die Sie traf, ist jedenfalls von dem im Deckel eingeleimten Eisernen Kreuz, das aus dem Jahre 1813 stammen soll, nach oben abgeprallt, ist dann, Ihr Schlüsselbein verlegend, abermals abgeprallt und, Gott weiß wohin, geflogen.“

„Ein Eisernes Kreuz, und noch dazu von 1813, im Deckel?“ fragte Hilferoth erstaunt.

„Ja. Es ist dabei fast ganz durchschlagen worden. Jedenfalls ist der obere Flügel stark umgebogen, wie Sie sehen, und merkwürdigerweise im 13. Kapitel des Markus-Evangeliums mit einer Bade am 31. Verse haften geblieben.“

„Wie eigenartig! Bitte, Schwester, möchten Sie mir nicht einmal die Stelle vorlesen? Ich meine den 31. Vers.“

„Gern, Herr Oberleutnant!“ Und sie las:

„Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen!“

Der Kranke war tief bewegt. „Wie ist das doch alles merkwürdig!“ sagte er ein über das andere Mal. Aber wie kommt nur das Eiserne Kreuz von 1813 in den Deckel des Testaments?“

„Ja, Herr Oberleutnant, da ist meine Weisheit zu Ende. Das wird Ihnen wohl nur derjenige sagen können, der Ihnen das Buch geschenkt hat. Nicht wahr?“

„Natürlich! Natürlich! Sie haben recht, liebe Schwester. Der Großvater hat es mir ja verehrt. Der wird mir auch Auskunft geben können.“

Diese Aufklärung erhielt der Oberleutnant viele Wochen später, als er sich zur Erholung und völligen Genesung im elterlichen Hause befand. Bevor das aber geschah, fand er, was unendlich wichtiger war, den „Haupttalisman“, der in dem unscheinbaren Büchlein steckte. Er fand nämlich durch tägliches, eifriges Lesen den köstlichsten Schatz, den es im Himmel und auf Erden gibt, er fand den Herrn Jesus Christus. Das war sein größtes Erlebnis im Kriege.

Über den zweiten Talisman erzählte ihm der Großvater später, als sie bei warmem Sonnenschein in der traulichen Laube des Gartens saßen, folgendes:

„Das Eiserne Kreuz, das in dem vorderen Deckel steckte, hat sich mein Vater, also dein Urgroßvater, 1813 als Husarenoffizier in der Schlacht bei Leipzig verdient. Du sollst bei dieser Gelegenheit noch einiges über diesen heldenmütigen, interessanten Mann hören.“

„Dein Urgroßvater war einst ein reicher Handelsherr und besaß drei eigene große Schiffe. Diese Schiffe lagen 1806 in Bordeaux und hatten für seine Rechnung Wein und Getreide geladen. Versicherungen gegen Kriegsgefahr gab es damals noch nicht. Das Risiko war also groß. Die französischen Kaufleute, die den Wein und das Getreide geliefert hatten, und die auch anscheinend ehrliche Leute waren, konnten das Geld für die drei Ladungen laut Abmachung erst an dem Tage verlangen, an dem die Schiffe den Hafen verließen. Mein Vater reiste mit dem Gelde selbst nach Bordeaux, um sich von hier aus im Einverständnis mit seinen Geschäftsfreunden bei der Regierung in Paris Freibriefe für die Schiffe mit ihren Ladungen zu verschaffen. Alles gelang vortrefflich. Er bezahlte die Franzosen auf Heller und Pfennig und begab sich auf dem Landwege nach Hause. Das war sein Glück. Denn als sich die Schiffe etwa zwanzig Stunden auf hoher See befanden, kam ein französisches Geschwader heran und steckte sie in Brand. Die Mannschaften nebst den Kapitänen wurden gefangen genommen und die Freibriefe von dem Admiral hohnlächelnd zerrissen und über Bord geworfen. Alles Protestieren war vergeblich! Allem Anschein nach hatte der Admiral von seiner Regierung entsprechende Anweisungen erhalten. — Daß gerade das Getreide in Danzig, dem Heimatsorte deines Urgroßvaters, sehr nötig gebraucht wurde, kümmerte den Admiral ebenso wenig, wie der Umstand, daß er durch seine ruchlose Tat den Vater an den Bettelstab brachte. Die ausgleichende Gerechtigkeit Gottes wollte es aber, daß gerade

dein Urgroßvater es sein mußte, der später mit seinen Husaren den Franzosen eine große Kriegskasse, in der sich über eine Million Franken befanden, abnehmen konnte. Behalten durfte er das Geld natürlich nicht. Gott gab mir dann, als du ins Feld ziehen solltest, den Gedanken ein, das Kreuz in den Deckel des Testaments einfügen zu lassen, und nun hat es herrlich seinen Zweck erfüllt. Gott sei die Ehre! Er, der Lenker der Schlachten, der auch Lenker dieser Kugel war, hat alles so wunderbar geführt und durch Seine Gnade diese Angelegenheit zu deinem ewigen Heil ausschlagen lassen. Ihn halte fest mit allen Fasern deines Herzens, dann hast du einen Talisman für Zeit und Ewigkeit."

Wie Elise ihrenummer vergaß.

Eine arme junge Frau kniete in ihrer bescheidenen Wohnung und betete: „Herr, du hast mir alles genommen, meinen Mann und mein Kind. Ich habe nur noch dich. Zeige mir, was du für mich zu tun hast.“

Am Abend dieses Tages kam eine Nachbarin zu ihr, um sie zu trösten. Sie tat es in ungekünstelten Worten, und diese verfehlten ihre Wirkung nicht. Auf ihre Bitte begleitete Elise sie nach Hause.

„Es ist fast alles überschwemmt“, sagte die Nachbarin unterwegs. „Mancher Bauer wird Schaden haben, denn die Herden haben viele Lämmer.“

Auf dem Heimwege fand Elise solch ein kleines Lamm, das seine Mutter verloren hatte und jämmerlich nach ihr blökte. Elise nahm es in ihre Arme. „Die Lämmer wird Er in Seinen Arm nehmen“, murmelte sie vor sich hin. „Ja, Er hat auch mein Lamm in Sicherheit gebracht.“

Sie nahm das kleine Tier mit nach Hause, fütterte es und bereitete ihm ein schönes, warmes Lager vor dem Feuer. — Hatte der Herr ihr so nicht schon eine Arbeit gegeben? Aber Er hatte noch weit mehr und weit Besseres für sie zu tun.

Ganz in ihre Beschäftigung vertieft, merkte sie gar nicht, wie die Tür aufging und ein Mann ins Zimmer trat.

„Ach, Elise“, sagte er in trübem Tone, „willst du nicht mal 'rüber kommen und nach meiner Frau sehen? Es geht ihr schlecht. Ich habe ja niemand im Hause und weiß nicht, was es ist, und ich dachte, du seiest allein und würdest ihr ein wenig beispringen. So bin ich gekommen.“

Das ist die Antwort auf mein Gebet, dachte Elise, indem sie sich schnell erhob und fertig machte, um mit dem Manne zu gehen. Sie fand die Frau sehr krank. Leider stellte sich heraus, daß es ein hitziges, ansteckendes Fieber war. Trotz sorgfältiger Pflege starb nicht nur die Frau, sondern auch zwei ihrer Kinder, und — was das Schlimmste war — die gefährliche Seuche breitete sich über das ganze Dorf aus.

Elise ging von Haus zu Haus. Tag und Nacht fast war sie auf den Beinen, beugte sich über die Krankenbetten, wies die Armen auf den Heiland hin und flüsterte ihnen Trostworte ins Ohr.



Eines Tages traf sie der Dorfpfarrer bei ihrem Liebeswerk.

„Elise“, sagte er, „Sie sind noch eine junge Frau und haben das Leben vor sich. Wäre es nicht besser, Sie verließen diese verseuchte Gegend und setzten Ihr Leben nicht länger aufs Spiel?“

„Herr Pfarrer“, versetzte Elise, „haben Sie die Absicht, die armen Kranken hier zu verlassen?“

„Nie, so wahr mir Gott helfe!“ lautete die Antwort.

„Nun, dann bitten Sie auch mich nicht zu gehen!“

So setzte sie ihre Arbeit fort, und Gott bewahrte sie wunderbar.

„Elise“, flüsterte eine arme sterbende Frau, „laß meinen kleinen Jungen nicht im Stich! So wie du den deinigen geliebt hast, so hab' auch den meinen lieb! Es wird dich trösten.“

„Sei unbesorgt, Lisa. Ich will seine Mutter sein, bis ich ihn dir wiedergeben kann.“ —

Einige Wochen später fand ein großer Dankgottesdienst statt, um den Herrn dafür zu preisen, daß Er der Seuche in Gnaden ein Ende gemacht hatte. In ihrem Häuschen aber lag Elise neben einem winzigen Kinderbettchen auf den Knien und dankte Gott für all die Güte, die Er ihr erwiesen hatte.

Hat diese einfache Geschichte vielleicht auch dir und mir etwas zu sagen, mein lieber Leser?

Ein König.

Tauler, einer der bekanntesten Prediger des Mittelalters, fühlte ein tiefes Bedürfnis nach einer gründlicheren Erkenntnis von Gottes Weg und Willen. Durchdrungen von diesem Bedürfnis, betete er anhaltend und ernstlich während zweier Jahre, daß der Herr ihm jemand zuschicken wolle, der ihn darüber belehren könne. Nach Ablauf dieser Zeit fühlte er sich eines Tages gedrungen, an die Tür einer gewissen Kirche in Straßburg zu gehen; eine innere Stimme sagte ihm, sein Gebet würde nun erhört werden, er werde dort den finden, der ihm den gewünschten Aufschluß geben könne.

Er ging, fand aber an der Kirchentür nur einen armen alten Mann. Er wartete lang in der Hoffnung, es würde noch jemand anders kommen; aber vergeblich. Schließlich redete er den Armen folgendermaßen an: „Gott schenke dir einen guten Tag, mein Freund!“

„Gott sei Dank!“ erwiderte jener, „ich habe nie einen schlechten Tag.“

Tauler war überrascht und änderte seinen Gruß, indem er sagte: „Gott gebe dir ein glückliches Leben!“

„Gottlob“, kam die Antwort zurück, „ich bin niemals unglücklich.“

„Niemals unglücklich?“ entgegnete Tauler, „wie meinst du das?“

„Nun“, antwortete der Arme, „ist es schönes Wetter, so danke ich Gott; und regnet es, danke

ich Ihm ebenfalls. Habe ich Überfluß oder leide ich Mangel, so tue ich desgleichen. Und weil so Gottes Wille mein Wille ist, und alles, was Ihm gefällt, auch mir angenehm ist, weshalb sollte ich dann sagen, ich sei unglücklich, wenn ich es auf diese Weise nicht bin?"

„Aber“, erwiderte Tauler, „wenn es nun Gottes Wille wäre, dich in die Hölle zu werfen — was dann?“

Der Arme besann sich einen Augenblick, dann erwiderte er, indem er Tauler voll ansah: „Sollte mein Heiland das tun, dann habe ich zwei Arme, um meinen Herrn festzuhalten, nämlich den Arm des Glaubens und den Arm der Liebe, womit ich Ihn, den Mensch gewordenen Gottessohn, umfasse; und weil ich so eins mit Ihm bin, würde Er mit mir hinunterfahren zur Hölle. Und ich wollte lieber mit Ihm in der Hölle sein, als ohne Ihn im Himmel.“

Tauler staunte über des Mannes Antwort und fragte: „Wer bist du?“

„Ein König“, gab der Arme zurück.

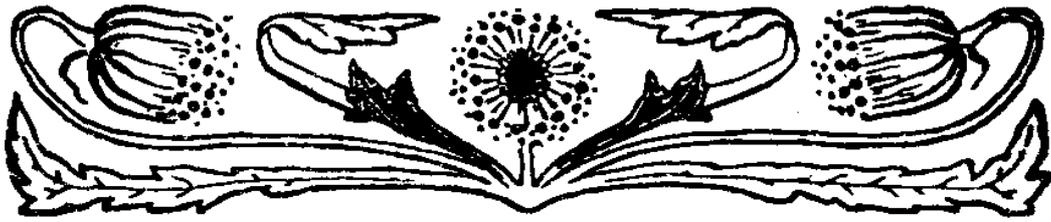
„Aber wo ist dein Königreich?“ fragte Tauler.

„In mir, denn das Reich Gottes wohnt in unserem Innern“, entgegnete der Mann wieder.

„Wie bist du dazu gekommen?“

„Als ich anfing, nicht mehr auf Menschen zu blicken, sondern allein auf den Herrn.“

Tiefbewegt und ergriffen ging Tauler von dannen. Ja, sein Gebet hatte Erhörung gefunden.



Zwei letzte Aussprüche.

I.

„Sie werden's sehen, wenn es zu spät ist.“



Diese Worte sprach ein junger Mann, der, an den Pocken erkrankt, im Krankenhause lag, kurz bevor er diese Erde für immer verließ.

Er war ein schöner und kräftiger Mensch von achtzehn Jahren. Von seiner Kindheit an hatte er das Evangelium der Gnade gehört und war auf Jesum hingewiesen worden. Aber stets hatte er nur ein spöttisches Lächeln dafür gehabt. Einige Wochen vor seiner Erkrankung hatte ich ihm die Stelle aus 1. Thess. 4 vorgelesen: „Denn der Herr selbst wird mit gebietendem Zuruf, mit der Stimme eines Erzengels und mit der Posaune Gottes herniederkommen vom Himmel, und die Toten in Christo werden zuerst auferstehen; danach werden wir, die Lebenden, die übrigbleiben, zugleich mit ihnen entrückt werden in Wolken dem Herrn entgegen in die Luft; und also werden wir allezeit bei dem Herrn sein.“ In Verbindung mit dieser Stelle hatte ich ihn gefragt, ob er mitgehen oder zurückbleiben würde, wenn der Herr käme. Lachend hatte er erwidert:

„Wirft du denn bestimmt mitgehen in den Himmel?“

„Ja, ganz gewiß.“

„Nun, dann will ich mich an dich festbinden; dann wird mir's auch wohl geraten. Meinst du nicht?“

Einige Wochen nach dieser Unterredung wurde er krank. Der Zustand verschlimmerte sich schnell. Als er einen Arzt aufsuchte, lautete der Bescheid: „Pocken! Sofort ins Krankenhaus!“ Der Arzt hieß ihn bei sich warten, bis ein Wagen käme, der ihn hinfahren sollte. Ich hatte F. zum Arzt begleitet und wartete jetzt mit ihm auf die bestellte Droschke. Die Zwischenzeit benutzte ich, um meinen armen Freund nochmals ernstlich auf die Liebe des Herrn hinzuweisen. Er spottete jetzt nicht mehr, (wie er mir später sagte, hatte er auch früher manchmal über meine Worte nachgedacht, trotzdem er darüber gelacht hatte,) erwiderte aber auch nicht viel. Als der Wagen kam, sagte er: „Ich werde nicht mehr zurückkehren“.

Eine Zeitlang hörte ich nichts weiter von ihm, bis es eines Tages hieß, er sei sehr krank. Am folgenden Morgen erschien seine Schwester bei mir und bat mich, den Kranken, der im Sterben liege, nochmals zu besuchen. Sein eigener Bruder war zu bange, zu ihm zu gehen. Sobald ich konnte, machte ich mich auf den Weg. Man wollte mir zuerst den Eintritt ins Krankenhaus verwehren, aber durch Vermittlung der Oberin durfte ich zu meinem Freunde. F. bot einen schrecklichen Anblick; seine Haut war beinahe schwarz geworden, und er war nahezu zweimal so dick wie früher. Hier war

keine Zeit zu verlieren. Auf meine Bemerkung, daß er wohl nicht mehr lange zu leben haben werde, antwortete er: „Der junge Mann neben mir war gerade so krank wie ich und ist doch gesund geworden“.

„Das mag sein,“ versetzte ich; „aber, mein lieber F., der Arzt sagt, du könntest nicht lange mehr leben.“ Die Krankenschwester hatte mir nämlich gesagt, er würde wahrscheinlich einschlafen und nicht wieder aufwachen. Daran anknüpfend stellte ich F. nochmals seinen verlorenen Zustand gegenüber einem heiligen, die Sünde hassenden Gott vor Augen und sagte schließlich: „Mein lieber F., du stehst auf der Schwelle der Ewigkeit. Wenn du die Augen schließt, wirst du, wie der Arzt meint, in der Ewigkeit erwachen. Wo wirst du die Ewigkeit zubringen?“

Eine Zeitlang antwortete er nicht, sondern lag ruhig da. Dann öffnete er die Augen und sagte: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“. — „Kommet her zu mir, und ich werde euch Ruhe geben.“

Es wurde mir schwer, mein Erstaunen zu verbergen. Sollte Gott an meinem Freunde so Großes getan haben? Darüber mußte ich mich näher erkundigen.

„So ist es“, bestätigte ich deshalb, „er wird auch dich nicht hinausstoßen.“

„Nein, Er will mich haben.“

„Aber, F., bist du denn zu Ihm gekommen?“

„Ja, das bin ich. Jesus ist für mich gestorben.“

Ich wies den Kranken nochmals darauf hin, daß er aus dem nächsten Schlafe nicht mehr aufwachen werde, und fragte:

„Wo wirst du dann deine Augen öffnen?“

„Im Himmel.“

„Bist du dessen völlig gewiß?“

„Ja, morgen werde ich im Himmel sein. Meine Mutter wird kommen, um mich zu besuchen, aber ich werde dann nicht mehr hier, sondern im Himmel sein. Ich weiß, daß der Arzt recht hat. Ich werde nicht wieder wach werden. Ich möchte ja wohl noch ein wenig länger leben, denn ich habe daran denken müssen, was ihr, du und Georg (ein anderer mit uns im gleichen Hause wohnender Gläubiger), mir so manchmal gesagt habt.“

„Warum möchtest du denn noch länger leben? Fürchtest du dich vor dem Sterben?“

„Nein; aber ich möchte den anderen gern zeigen, wie man leben soll. Ich würde fortan ein anderes Leben führen.“

„Hältst du es nicht für hart, daß Gott dich gerade jetzt wegnimmt?“

„Nein, ich bin ganz glücklich dabei und bereit abzuschneiden.“

„Darf ich denn deinen ehemaligen Gefährten Nachricht von deiner Sinnesänderung geben? Was soll ich ihnen von dir bestellen?“

„Sage ihnen, sie würden's sehen, wenn es zu spät ist.“

„Und was soll ich deinen Brüdern und Schwestern, was unserem Hauswirt und seiner Frau bestellen?“

„Das Gleiche. Sie werden's sehen, wenn es zu spät ist.“

Nach diesen Worten sprach F. nicht viel mehr. In großer Ruhe traf er noch einige Verfügungen

über seinen Nachlaß und bat mich, zum Andenken das eine und andere von ihm anzunehmen. Schließlich sagte er: „Ich gehe jetzt in den Himmel. Wenn ich nur auch alle meine Lieben einst dort wiedersehen würde!“

In diesem Augenblick kam die Schwester und sagte mir, ich müsse gehen. „Morgen werde ich nicht mehr hier sein“, wiederholte er. Ich wünschte ihm „Gute Nacht!“, worauf er erwiderte: „Gute Nacht! Ich bin ganz glücklich.“

Am folgenden Tage hörte ich, daß er zwei Stunden nach meinem Fortgang entschlafen sei, um zu Dem zu gehen, der niemand hinausstößt, der zu Ihm kommt.

Das war das Ende meines Freundes F—. Gott hatte Seine Gnade an ihm groß gemacht. Aber ach! wie viele gibt es, auf die das so ernste Wort des Sterbenden zutrifft: „Sie werden's sehen, wenn es zu spät ist“! Wie viele, die in der Qual ihre Augen aufschlagen und erkennen werden, daß sie um den Preis ihres Lebens geirrt haben! „Heute ist die wohlgenommene Zeit, heute ist der Tag des Heils.“ — „Heute, wenn ihr Seine Stimme höret, verhärtet eure Herzen nicht!“

II.

„Wie ich gelebt habe, so will ich sterben.“

„Wie ich gelebt habe, so will ich sterben.“ Mit diesen Worten ging ein junger Mann, der, ebenso wie F. in der vorigen Erzählung, schwer an den Pocken erkrankt war, in die Ewigkeit hinüber. Wie hatte er denn gelebt? Er war stets

ein ausgelassenes Menschenkind gewesen, das die Welt, ihre Vergnügungen und Sünden liebte. Er hatte in Saus und Braus dahingelebt, ganz wie es den Lüsten und Begierden seines Herzens gefiel. Auf diese Weise hatte er allmählich sein ganzes Vermögen vergeudet. Schließlich geriet er in Not. Aber anstatt es nun zu machen wie der verlorene Sohn im Evangelium, anstatt zum Vaterhause und Vaterherzen zurückzukehren, suchte er eine Anstellung an einem Stadttheater. Hier ereilte den Bedauernswerten sein Schicksal. Eine Pockenepidemie brach in der Stadt aus, und auch er fiel der gefährlichen Seuche zum Opfer. Todkrank brachte man ihn ins Krankenhaus. Vier Tage lag er hier in schweren körperlichen Leiden und einem unbeschreiblich schrecklichen Seelenzustand. Fürchterliche Flüche kamen über seine Lippen, und immer und immer wieder vernahm man die Worte aus seinem Munde: „Wie ich gelebt habe, so will ich sterben“.

Mehrere Gläubige gaben sich Mühe, den Unglücklichen auf die furchtbare Gefahr, in welcher er schwebte, aufmerksam zu machen und zu Dem hinzuführen, der den sterbenden Räuber noch in der letzten Stunde errettete. Aber alles war umsonst. Sie erhielten keine andere Antwort von ihm, als die Worte: „Wie ich gelebt habe, so will ich sterben“. Und so starb er — in seinen Sünden, ohne Christum.

„Wie ich gelebt habe, so will ich sterben“, so hat schon mancher Ehrsame, äußerlich Fromme, vor den Menschen Hochangesehene gesprochen und — ist ewig verloren gegangen. Der Leser schüttelt viel-

leicht den Kopf bei diesen Worten, und doch ist es so. Es bedarf nicht eines besonders bösen Lebenswandels, um verloren zu gehen. „Da ist kein Gerechter“, sagt Gottes Wort, und: „Es ist kein Unterschied, denn alle haben gesündigt und erreichen nicht die Herrlichkeit Gottes“. Es mag jemand nach menschlichem Urteil gut gelebt haben, aber das ändert seinen Zustand vor Gott nicht. In Gottes Augen bleibt er ein armer, verlorener Sünder, der an die Herrlichkeit Gottes nicht heranreicht. Und das muß er doch, wenn er anders vor Gott bestehen will.

Der Ausruf: „Wie ich gelebt habe, so will ich sterben!“, getan im Vertrauen auf eigenes Tun, besiegelt also nur das Verderben eines Menschen. Was kann ihm denn helfen? Allein der Glaube, der Glaube, der auch den jungen F. kurz vor dem Tode rettete. „Ein Mensch wird durch Glauben gerechtfertigt.“ — Wer „an Den glaubt, der den Gottlosen rechtfertigt, dem wird sein Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet“. Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott wohlzugesallen. Ja, „wer nicht glaubt, ist schon gerichtet“.

Deswegen vertraue nicht auf dein gutes Leben! Du bist damit ebenso verloren wie der, der gleichgültig oder gar spottend in den Tod geht. Nein, nimm im Glauben deine Zuflucht zu dem gekreuzigten Menschensohne, dem Heiland Jesus Christus. Mag dann der Tod kommen, in welcher Gestalt er will, du darfst ihm getrost entgegengehen. Starke Hände, die Hände deines Heilandes, geleiten dich durch das finstere Todestal und öffnen dir die Tore zur ewigen Herrlichkeit.

Verloren und gerettet.

Es war recht stürmisch am Meeresstrande. Der scharfe Nordwind trieb schaumgekrönte Wellen vor sich her, daß sie sich donnernd an der Mole brachen, die weit hinausragte in die wildbewegte See. Der Wind heulte, als ob er die Landbewohner warnen wolle vor kommenden Winterstürmen. Trotz des unwirtlichen Wetters standen Hunderte von Menschen auf dem langen, schmalen Steindamm und schauten aufmerksam aufs Meer hinaus. Ihre Augen verfolgten die Bewegungen der Rettungsmannschaft, die eine Übungsfahrt machte. In diesem Augenblick schritten einige Damen die Mole entlang, begleitet von einem kleinen Mädchen. Das Kind beugte sich über den steilen Rand und betrachtete mit weit aufgerissenen Augen die kochenden, gurgelnden Wassermassen unter ihm. Es schien sich nicht losreißen zu können von dem schaurig-schönen Schauspiel. Der Anblick der aufgeregten Gewässer machte es müde und schwindelig. Plötzlich wankte es, stieß einen lauten Schrei aus und stürzte kopfüber in die Flut.

Eine ungeheure Aufregung entstand. Schrille Stimmen schrieten: „Ein Kind ins Wasser gefallen!“ Dazwischen tönte der Ruf des Molenwächters: „Kind über Bord! Kind über Bord!“ Man rannte zur Rettungsstation. Leinen wurden ausgeworfen, und ein großer, kräftiger Mann sprang ins Wasser.

Das kleine Mädchen war noch zu sehen. Bis dahin hatte die Luft, die in den Kleidern war, es



oben gehalten. Aber wieder und wieder stürzten die wilden Wellen über das arme Geschöpf hin. Mit Grauen sahen es die Zuschauer. In angstvoller Spannung beobachteten sie auch die Anstrengungen des braven Mannes. Es war ein Glück, daß er starke Arme und einen kühlen Kopf besaß, denn die Wogen warfen ihn hin und her. Seht, da greift er nach dem Kinde! Die Menge oben hält den Atem an. In diesem Augenblick wirft sich eine hohe grüne Woge auf die Beiden, umklammert sie mit gewaltigen Armen und reißt sie auseinander. Das Kind ist verschwunden. Auch von dem Manne ist nichts mehr zu sehen. Und doch bedeutet dieser graufige Augenblick die Rettung der Kleinen. Unter Wasser hatte der Mann sie zu fassen bekommen, und, einmal gefaßt, ließ er sie nicht wieder los. Das Rettungswerk ging jetzt verhältnismäßig rasch von statten. Helfer waren genügend zur Stelle. Mit beiden Händen griff der Mann die Leine, das Kind preßte er fest an seine Brust, und unter den jubelnden Zurufen der Zuschauer wurden beide nach oben gezogen und in Sicherheit gebracht.

Das Mädchen war bewußtlos, lebte aber noch. Viele Hände streckten sich dem mutigen Retter entgegen, der, in die Tiefe springend, nicht an sein eigenes Leben, nicht an Weib und Kinder gedacht hatte, sondern nur an die Rettung des jungen Menschenlebens. Er erwies sich auch jetzt als ganzer Mann, machte nicht viele Worte von dem Geschehenen, sondern schüttelte das Wasser ab und ging still nach Hause.

Erinnert uns dieser Vorgang nicht an ein anderes, ungleich größeres und umfassenderes Rettungs-

werk? Jesus, unser Heiland, hat, um verlorene Sünder zu retten, sich Seiner Herrlichkeit entäußert und ist auf die Erde herabgestiegen, dahin, wo wir uns befanden. Er sah uns in dem hoffnungslosen Zustande, in den die Sünde uns gebracht hatte, und aus dem keine Anstrengungen unsererseits uns zu befreien vermochten. Genau so hilflos wie das Kind, trieben wir auf den Wassern des Todes dahin. Da kam Er zu unserer Rettung.

Auf welche Weise rettete der Mann das Kind? Indem er sich in die Wellen warf, welche die Kleine zu verschlingen drohten. Nur indem Er ins Wasser hineinging, konnte er sie herausholen. Ganz ähnlich war es mit dem Herrn. Er stieg hinab in die Wasser des Todes, um uns aus dem Tode zu befreien. Er opferte Sein Leben, um uns das Leben zu bringen. All die Wogen und Wellen des Zornes Gottes fuhren über Ihn hin, damit wir vor ihren Schrecken geborgen würden.

Der Seemann rettete das Kind in dem Augenblick, als es ganz unter dem Wasser begraben war. Hätte er es da nicht ergriffen und festgehalten, so wäre es verloren gewesen. Das Meer hatte es völlig umschlungen. Weißt du, lieber Leser, was das, in geistlichem Sinne auf dich selbst angewandt, dir sagen will? Es bedeutet, daß du nach Gottes Urteil bereits dem Tode verfallen bist, tot in Sünden und Übertretungen; und nichts als die Hand eines Anderen kann dich aus diesem Zustand befreien.

Tot in Sünden und Übertretungen! — Welch ein Werk, welches ein Retter war nötig, um dir Hilfe zu bringen, um einem Menschen, wie du bist, ewiges Leben zu verschaffen!

Noch eins. Der wackere Seemann tat ein ganzes Werk. Er war nicht eher befriedigt, als bis das Kind sich auf festem Boden, in völliger Sicherheit befand. So ist es auch mit dem Werke Christi. Es ist ein ganzes Werk, nichts ist ihm hinzuzufügen. Es befreit aus der Macht Satans, der Sünde und des Todes und bringt in völlige Sicherheit. Gerechtfertigt, gereinigt und geheiligt, so steht der glaubende Sünder vor dem heiligen Gott. Seine Sünden sind gesühnt durch Den, der für ihn im Gericht gewesen ist, und nie mehr können ihn die Wasser des Todes erreichen.

Als der Seemann sein Werk getan hatte, ging er heim und überließ das Kind der Sorge anderer. Darin war er kein Bild von dem, was Jesus für den Gläubigen ist und tut. Er läßt die Seinigen nie allein. Er bringt sie alle selbst heim. Niemals kann Er sie verlassen. Nachdem Er die Verlorenen in Sicherheit gebracht, den Toten neues Leben gegeben hat, leitet Er sie alle an Seiner Hand bis in die Wohnungen im Vaterhause droben.

Gewogen und zu leicht erfunden.

Hast du dich schon einmal damit beschäftigt, was es bedeutet, auf Gottes Wage gewogen zu werden? Ich darf wohl annehmen, daß die Geschichte des Königs Belsazar, die uns in Daniel 5 berichtet wird, dir nicht unbekannt ist. Jener Mann ist auf Gottes Wage gewogen und zu leicht erfunden worden. Was war die Hauptanklage gegen ihn? Dies: „Den Gott, in dessen Hand dein

Odem ist, und bei dem alle deine Wege sind, hast du nicht geehrt". (B. 23.) Er hatte nicht nach Ihm gefragt, sich um diesen Gott, dem er doch sein Leben und Bestehen verdankte, nicht bekümmert, sondern Göttern von Silber und Gold den Vorzug gegeben.

Die Anklage Gottes gegen den Menschen heutzutage ist ihrer Bedeutung nach ganz ähnlich. Sie lautet: „Da ist keiner, der Gott suche. Alle sind abgewichen, sie sind allesamt untauglich geworden.“ Der Mensch ist ein Sünder; er hat Gott nicht geehrt, sondern ist seine eigenen bösen Wege gegangen. Anstatt Gott zu verherrlichen und Ihm Dank darzubringen, ist er in Torheit verfallen und ist seinen Lüsten und Begierden gefolgt. (Vergl. Röm. 1, 18 ff.; 3, 11. 12.) So vermag er in dem Lichte Gottes nicht zu bestehen und Seiner Herrlichkeit nicht zu entsprechen. Mit anderen Worten: Gott hat den Menschen, und damit auch dich, mein lieber unbefehrter Leser, auf Seiner Wage gewogen und zu leicht erfunden. „Alle haben gesündigt und erreichen nicht die Herrlichkeit Gottes.“ Wer oder was du bist, spielt dabei keine Rolle. Selbst wenn du der Beste unter den Nachkommen des gefallenen Adam wärest, würdest du doch in keiner Weise an die Herrlichkeit Gottes heranreichen. Hier erinnere ich mich einer Begegnung, die ich vor kurzem mit einem jungen Manne hatte, der viel von seinem guten Leben sprach. Er trank nicht, spielte nicht, besuchte keine Wirtshäuser, war ein ehrlicher Mensch, ging fleißig zur Kirche usw. Etliche Tage vor unserem Zusammentreffen hatte er sogar, wie er erzählte, in einer Unterredung mit

einem Ungläubigen entschieden Gottes Partei ergriffen. Wenn irgend jemand, so war er also der Mann, der Aussicht hatte, die Probe auf der göttlichen Wage zu bestehen.

Und doch war es keineswegs so; denn bei all seinem guten Leben war er für Christum ein Fremder geblieben, und Christus war ein Fremder für ihn. Und das Wort Gottes sagt: „Es ist in keinem andern das Heil; denn es ist auch kein anderer Name unter dem Himmel, der unter den Menschen gegeben ist, in welchem wir errettet werden müssen“. (Apost. 4, 12.) Ja, hätte man diesen jungen Mann mit allen seinen guten Eigenschaften, seinem sittlichen Lebenswandel und seiner Frömmigkeit auf die eine Waagschale setzen können und den Ungläubigen, gegen den er Gott verteidigt hatte, auf die andere, so würden sich wohl beide Schalen das Gleichgewicht gehalten haben; denn Gottes Wort sagt: „Da ist kein Unterschied“. (Röm. 3, 22.)

Diese Tatsache ändert nichts an der anderen, daß in einer Hinsicht große Unterschiede zwischen den Menschen bestehen. Da gibt es solche, die gewissenlos darauf los sündigen, und solche, die anständig und ehrbar wandeln. Da gibt es Gotteslästerer und solche, die Gott und Sein Wort achten. Aber vor dem dreimal heiligen Gott, der ein unzugängliches Licht bewohnt, sind dennoch alle verdammungswürdig. Da ist keiner, der Gutes tue, auch nicht einer; alle haben gesündigt und erreichen nicht die Herrlichkeit Gottes.

Hierauf machte ich den jungen Mann aufmerksam. Ich sagte ihm, daß seine guten Taten auch seine Waagschale nicht um einen Federstrich sinken

lassen würden, denn Gottes Wort bekunde: „Alle unsere Gerechtigkeiten sind gleich einem unflätigen Kleide“. (Jes. 64, 6.) Das Beste, was er aufweisen könne, sei beschmutzt von der Sünde und so vor Gott wertlos. Das schien ihn zu beunruhigen. Wenigstens erkundigte er sich besorgt, auf welchem Wege er denn gerecht werden und volles Gewicht erlangen könne.

Und hier möchte ich den Leser fragen: Weißt du, wie du vor Gott gerechtfertigt werden kannst? Vielleicht antwortest du: Ich muß streben, kämpfen, mein Bestes tun. Aber ist das der richtige Weg? Hören wir, was Gott sagt: „Dem, der nicht wirkt, sondern an Den glaubt, Der den Gottlosen rechtfertigt, wird sein Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet“. (Röm. 4, 5.) Ja, mein Freund, so ist es. Gott rechtfertigt den Gottlosen, den, der nicht wirkt. Das will der Mensch freilich nicht gern hören. Er will selbst wirken, will etwas tun, um sich damit den Himmel zu verdienen. Aber wenn ich mir den Himmel erwirken könnte, dann hätte Gott nicht nötig gehabt, Seinen Sohn auf die Erde zu senden und Ihn am Kreuze auf Golgatha um meiner Sünden willen sterben zu lassen. Daß Jesus Christus, Gottes Sohn, Sein Leben hingegeben hat, auf daß Er uns zu Gott führe, ist der sicherste Beweis, daß es für den Menschen keinen anderen Weg zum Himmel, zum Herzen Gottes gibt, als den über Golgatha. Satan, der Lügner von Anfang, redet dem Menschen vor, am Tage des Gerichts erst werde es sich entscheiden, ob einer zu leicht erfunden werde oder nicht. Gott dagegen sagt, daß alle Gottes Herrlichkeit nicht erreichen,

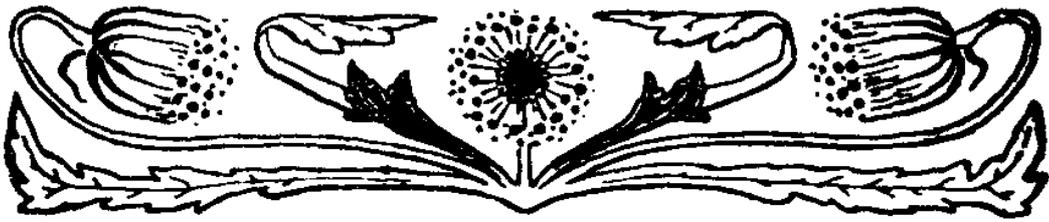
daß sie jetzt schon zu leicht erfunden sind. Höre auf Gottes Wort! Es ist die Wahrheit. Nur „wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben“. (Joh. 3, 36.) Nur er kann glücklichen Herzens dem Augenblick entgensehen, wo er offenbar werden muß vor dem Richterstuhl Christi; denn für ihn wird das Blut Jesu Christi, der dann als Richter auf dem Throne sitzt, in die Wagschale geworfen. Damit kann er in alle Ewigkeit vor Gott bestehen. Aber vergiß nicht, mein Leser, daß heute die Zeit der Gnade ist, daß du heute bedenken mußt, was zu deinem Frieden dient!

Heute denk' an deine Sünden,
 Heute ist die Gnadenzeit,
 Heute kannst du Rettung finden,
 Heute ist dir Heil bereit.
 Heute — warte nicht bis morgen!
 Heute flieh' zum Kreuzestamm,
 Heute bringe Sünd' und Sorgen,
 Ihm, dem heil'gen Opferlamm!

Heute hör' Sein Rufen, Locken,
 Heute höre Seine Stimm'!
 Warum willst du dich verstocken?
 Heute eil' herzu und nimm!
 Heute nimm aus Seinen Händen
 Glaubend Friede, Freud' und Licht!
 Dann wird all dein Leid sich wenden,
 Heute dir's der Herr verspricht!

„Ich gedente heute meiner Sünden.“ (1. Mose 41, 9.)

„Wahrlich, wahrlich, ich sage dir: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein.“ (Luk. 23, 43.)



Die Träne.

Der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich war längst zu Ende, so erzählt eine ehemalige Krankenschwester. Aber wenn auch der Donner der Kanonen seit Monaten verstummt war, so hatten damit doch die Leiden vieler verwundeter Soldaten noch nicht ihr Ende erreicht.

Es war im November 1871, und ich weilte wieder daheim bei meinen Eltern, als ich eines Tages die Aufforderung erhielt, in einem neu eröffneten Krankenhause zwei erkrankte Schwestern für einige Zeit zu vertreten. Ich folgte der Bitte gern.

An Ort und Stelle angekommen, wurde mir sofort die Pflege eines Kranken übertragen, der für sich allein in einer Baracke lag. Seine Wunden waren infolge seines früheren ausschweifenden Lebens brandig geworden und sahen so schrecklich aus, daß man ihn nicht mit anderen Kranken hatte zusammenlegen können. Außerdem wurde der Mann mir als äußerst widerwärtig und schwer zu behandeln geschildert. Keine Schwester wollte ihn pflegen. So sollte ich als neu gekommen die schwierige Aufgabe übernehmen.

Ich muß sagen, ich erschraf aufs tiefste, als ich zum erstenmal an das Lager des Kranken trat. Solche Worte, wie sie beständig über seine Lippen kamen, hatte ich während meiner Pflegezeit noch nie gehört. Wie froh war ich daher, als ich am folgenden Morgen in einem großen Saal pflegen durfte, in dem eine ganze Anzahl Betten standen. Freilich gab es viel zu tun, aber ich war das Arbeiten von Kindheit an gewöhnt und tat es gern, umso mehr als ich hoffen durfte, hier bald Gelegenheit zu finden, von dem großen Seelenarzt zu dem einen und anderen reden zu können. Leider wurde diese Hoffnung schnell zunichte. Denn kaum holte ich nach beendeter Arbeit meine Bibel hervor, als auch schon eine andere Schwester mit den Worten auf mich zutrat, daß Bibellesen und Beten im Hause verboten seien. Das Hospital war von einer Gesellschaft gegründet worden, in welcher die verschiedensten religiösen Bekenntnisse vertreten waren. Deswegen das Verbot. Es durfte nur dann etwas aus dem Worte Gottes vorgelesen oder gebetet werden, wenn ein Kranker es ausdrücklich verlangte.

Aus diesem Grunde wagte ich es auch nicht, meinem Patienten in der Baracke einen Abschnitt vorzulesen. Er selbst äußerte natürlich keinen dahingehenden Wunsch. Ich betrat den Raum, wo er lag, nur mit einem gewissen Angstgefühl. Ich fürchtete die bösen, gottlosen Reden des Kranken, und so oft ich zu ihm ging, mußte ich mir vorher durch ein stilles Gebet Kraft von oben holen. Der Herr half mir, auf seine häßlichen Bemerkungen hin schweigen zu können. Meine Vorgängerinnen hatten das anders gemacht. Indem sie es an scharfen Er-

widerungen nicht fehlen ließen, hatten sie den Kranken nur zu immer böseren Ausfällen gereizt. Er mußte wohl den Unterschied empfinden. Denn als ich eines Tages die Fenster putzte, fragte er: „Schwester, weshalb sind Sie immer so still?“

„Weil ich auf Ihre Sprache nicht zu antworten weiß“, versetzte ich. Er lachte.

Während meiner Anwesenheit nahmen die Ärzte eine weitere Operation an dem Kranken vor. Die Wunde mußte offen bleiben, und es gehörte zu meiner Aufgabe, sie von Zeit zu Zeit zu reinigen. Das tat natürlich weh, und der Kranke fluchte bei dieser Gelegenheit stets ganz entsetzlich. Mir traten manchmal die Tränen dabei ins Auge.

Eines Tages war ich wieder mit dem Reinigen der Wunde beschäftigt, und wie gewöhnlich kamen furchtbare Flüche und Verwünschungen über die Lippen des unglücklichen Mannes. Ich mußte an sein ewiges Schicksal denken und konnte mich der Tränen nicht erwehren. Da ich beide Hände zur Arbeit nötig hatte, war es mir unmöglich, meine Augen zu trocknen, und eine Träne fiel gerade in die Wunde hinein. Ich erschrak, denn die Unvorsichtigkeit konnte unter Umständen böse Folgen haben, und flehte in der Stille zum Herrn, daß er solche verhüten möge. In demselben Augenblick richtete der Kranke, der sonst nie ohne fremde Hilfe in die Höhe kommen konnte, sich auf und rief:

„Was ist das, Schwester? Was brennt da so? — Schwester, das war eine Träne! Sie weinen? Warum weinen Sie?“

Ich wußte, daß er nicht mehr lange zu leben hatte. Deshalb nahm ich allen Mut zusammen

und erwiderte: „Ich bin so voller Sorge um Sie, wenn ich daran denke, wie es bei Ihrem Fluchen mit Ihnen enden muß. Sie stehen am Rande der Ewigkeit!“

Der Mann schien tief getroffen. Er warf mir einen langen, erstaunten Blick zu und fragte dann: „Weinen Sie um mich?“ Als ich ihm das nochmals bestätigte, versprach er mir, um meinetwillen das Fluchen lassen zu wollen. So froh ich über dieses Versprechen war, genügte es mir doch nicht, und ich hatte ein langes und ernstes Gespräch mit ihm.

Von diesem Tage an erwachte bei dem Kranken ein wahrer Hunger nach Gottes Wort. Täglich mußte ich ihm vorlesen. Wenn ich einmal etwas länger im Saale blieb als gewöhnlich, sandte er irgend jemand mit der Frage, ob ich noch nicht bald mit meiner Bibel käme. Eines Tages bat er mich, ihm, wenn möglich, einen gläubigen Prediger zu senden, mit dem er sprechen könne. Der Prediger kam und brachte zwei Stunden am Lager des Kranken zu. Er bekam ein schreckliches Bekenntnis zu hören, Dinge, die der Mann mir unmöglich hätte sagen können. Aber es war ein bußfertiger, um Gnade flehender Sünder, der das Bekenntnis ablegte. „Die Träne der Schwester hat es getan“, hatte er unter anderem gesagt. „Die hat in der Wunde, aber noch viel stärker in meinem Herzen gebrannt. Durch die Träne bin ich zur Besinnung gekommen. Denn ich habe mir sagen müssen: Wenn eine Fremde so um mich weint und trauert, dann muß Grund dazu vorhanden sein.“

Das Rufen um Gnade blieb nicht ohne Antwort. Gott hörte es in Seinem unaussprechlichen Er-

barmen. Der Kranke fand Frieden durch das Blut Jesu Christi, das da vollkräftig ist, um auch die blutigsten Sünden abzuwaschen. Gleich dem Räuber am Kreuze lernte er den Heiland kennen, ehe es für ewig zu spät war, und die Stätte, wo man bisher nur Flüche und Verwünschungen vernommen hatte, wurde in einen Ort des Friedens und Glücks umgewandelt.

So weit die Schwester. Ihre Geschichte ist einer von den vielen Beweisen, wie unergründlich tief die Gnade Gottes ist. Sie ist selbst für den größten Sünder vorhanden. Aber was muß unser anbetungswürdiger Heiland am Kreuze gelitten haben! Denn sollten die Sünden vergeben werden können, so mußten sie alle von Ihm, dem großen Stellvertreter des Sünders, getragen werden. Und Er hat sie alle getragen, all die schweren, unzähligen Sünden Seiner teuer Erkauften. Er hat für sie gelitten. Welch eine Liebestat!

Der erste Gesang.

Von Gesängen ist in der Heiligen Schrift öfter die Rede, sowohl im Alten wie im Neuen Testament. Aber das herrlichste Lied, das je hienieden gesungen wurde, ist wohl vor Tausenden von Jahren am Ufer des Roten Meeres erklungen. Denn dieses Lied, zugleich das erste, das wir im Worte aufgezeichnet finden, entströmte den Herzen einer dankbaren, nach Hunderttausenden zählenden Menge, die eben durch

das wunderbare Eingreifen Gottes aus grimmigster Not und Gefahr gerettet worden war. Nur Lob und Dank findet sich in den Worten dieses Liedes. Jehova, dem Gott der Rettung, dem „niemand gleich ist unter den Göttern, herrlich in Heiligkeit, furchtbar an Ruhm, Wunder tuend“, wird von den aus der Macht des Pharao Befreiten Anbetung dargebracht. Jehova allein ist der Inhalt dieses Gesanges. Der Mensch findet hier keinen Platz. Es war ein Gesang, den Gott selbst dem Volke in dieser Stunde ins Herz gab. Denn wer hätte die in der Sklaverei Ägyptens Schmach tenden je singen gelehrt?

Aber am Roten Meere sang das ganze Volk. Zuerst heißt es: „Damals sangen Mose und die Kinder Israhel dieses Lied dem Jehova“. Später: „Und Mirjam, die Prophetin, Aarons Schwester, nahm das Tamburin in ihre Hand; und alle Weiber zogen aus hinter ihr her, mit Tamburinen und in Reigen“. Männer und Weiber sangen, und gewiß werden auch die Kinder mitgesungen haben, denn sie waren in gleicher Weise erlöst worden wie die Alten. Und sie hatten Ursache, zu singen. Was hatte denn für das Volk auf dem Spiele gestanden? Nichts Geringeres als die Rückkehr in die elende Tyrannei und Knechtschaft, der sie eben erst entronnen waren. Hinausgetrieben durch den Pharao und seine Untertanen, die die mächtige Hand Jehovas so schwer gefühlt hatten, hatten sie kaum das Land verlassen, als sich „das Herz des Pharao und seiner Knechte gegen das Volk verwandelte, und sie sprachen: Was haben wir da getan, daß wir Israhel aus unserem Dienste haben ziehen lassen!“ (2. Mose 14, 5.) Und „alle Wagen Ägyptens, alle Rosse, Wagen des Pharao



„Und Mirjam antwortete ihnen: Singet Jehova, denn hoch erhaben ist Er; das Roß und seinen Reiter hat Er ins Meer gestürzt!“



und seine Reiter und seine Heeresmacht" machte sich auf und jagte Israel nach.

Das Volk schien verloren. Des Kampfes nicht gewohnt, überhaupt nicht zum Kriege gerüstet, vor ihnen das Rote Meer als unüberwindliches Hindernis, so war ihre Lage geradezu verzweifelt. Ein Entweichen war völlig ausgeschlossen. Nur Gott konnte helfen. Und Gott half. Er spaltete das Meer vor Seinem Volke. „Durch den Hauch Seiner Nase türmten sich die Wasser, es standen die Strömungen wie ein Damm, es gerannen die Fluten im Herzen des Meeres.“ (B. 8.) Trockenen Fußes gingen die Israeliten mitten ins Meer hinein. Die Ägypter folgten ihnen. In ihrer Wut und Gier achteten sie nicht des Wunders, das sich vor ihren Augen vollzog. „Der Feind sprach: Ich will nachjagen, einholen, Beute teilen; meine Gier soll sich an ihnen sättigen; ich will mein Schwert ziehen, meine Hand soll sie vertilgen.“ (B. 9.) Da aber „hauchte Jehova mit Seinem Odem“. Ein Wink von Ihm — die Wasserkehrten zurück an ihren Ort, die ganze Heeresmacht Ägyptens, mit keiner einzigen Ausnahme, kam um, Israel aber war gerettet, gerettet aus der Macht des furchtbarsten Feindes, dessen Fesseln von Erz gewesen waren.

Weißt du, lieber Leser, wessen Gesang dem Liede des befreiten Israel gleicht? Es ist der Gesang einer Seele, die befreit worden ist aus der Gewalt Satans, des Fürsten der Finsternis. Von ihm ist der Pharao ein treffendes Bild. Es wird viel gesungen auf Erden, Schlechtes und Gutes. Zahlreiche Siegeslieder erschallen in unseren Tagen. Aber wer vermöchte ein Triumphlied anzustimmen wie der, dessen Sünden abgewaschen sind durch Jesu Blut?

Gottes Weg zur Befreiung Israels war ebenso unerwartet wie erstaunlich. Er führte durch die Wasser des Todes. Denn dieselben Wasser, welche die Feinde verschlangen, brachten dem Volke Jehovas Rettung und Heil. Mitten durch diese Wasser des Todes mußten sie hindurchschreiten. So ist auch für uns heute der Eingang ins Leben nur durch den Tod möglich, und zwar durch den Tod mit Christo, dem Gestorbenen und Auferweckten. Wer sich allein hineinwagen wollte in diese dunklen Tiefen, den müßte Gottes Gericht treffen, denn kein Mensch vermag vor dem Heiligen zu bestehen. (Vergl. Röm. 3, 10 — 20. 22 — 26.) Wer aber mit Christo, dem auf Golgatha für Sünder Gekreuzigten, gestorben ist, der ist auch mit Ihm auferweckt zu einem Leben, das weder Tod noch Teufel anzutasten vermögen; denn ebenso wie der Pharao in den Wassern des Roten Meeres, so ist Satan im Kreuze Christi gerichtet worden. Wer mit Christo im Tode vereinigt ist, darf glücklichen Herzens einstimmen in den Gesang des erlösten Volkes: „Jah ist mir zur Rettung geworden; dieser ist mein Gott. . .“ Alle aber, die nichts von dem geschlachteten Lamm Gottes wissen wollen, oder die da meinen, in eigener Kraft und mit eigenen Werken ins Land der ewigen Ruhe eingehen zu können, für sie alle gilt das Schriftwort: „Es ist furchtbar, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!“ Denn „jemand, der das Gesetz Moses' verworfen hat, stirbt ohne Barmherzigkeit auf die Aussage von zwei oder drei Zeugen; wieviel ärgerer Strafe wird der wertgeachtet werden, der den Sohn Gottes mit Füßen getreten und das Blut des Bundes . . . für gemein geachtet hat!“

Doch noch ein Wort über das selige Teil der Erlösten. Israel sang: „Du hast durch deine Güte geleitet das Volk, das du erlöst, hast es durch deine Stärke geführt zu deiner heiligen Wohnung“; und weiter: „Du wirst sie bringen und pflanzen auf den Berg deines Erbteils, die Stätte, die du, Jehova, zu deiner Wohnung gemacht, das Heiligtum, Herr, das deine Hände bereitet haben.“ (B. 13 und 17.) Der Glaube ließ das Volk vorausblicken, als ob die Wüste mit allen ihren Schrecken bereits hinter ihnen läge, voraus auf die Zeit, wo sie in dem ersehnten Lande der Verheißung sich um das Heiligtum ihres Gottes scharen würden. So blickt auch heute der Glaube hin auf die selige Zeit, wo wir in Gottes Herrlichkeit das Angesicht unseres Heilandes schauen werden in alle Ewigkeit. Ja, der Gläubige hat heute schon Zutritt in die heilige Gegenwart Gottes, der Himmel ist ihm geöffnet, und er weiß, daß die Güte seines Gottes und Vaters mit ihm sein wird auf dem ganzen Wege durch diese Welt, und frohlockend gedenkt er der Stunde, wo sein Glaube sich in Schauen verwandeln und Kummer und Seufzen entfliehen wird für immer. In der Erwartung dieser seligen Stunde, emporblickend zu Ihm, der da kommen wird, um ihn ins Vaterhaus zu führen, ruft er triumphierend:

„Dem, der uns liebt und uns von unseren Sünden gewaschen hat in Seinem Blute, und uns gemacht hat zu einem Königtum, zu Priestern Seinem Gott und Vater, Ihm sei die Herrlichkeit und die Macht von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.“ (Dffbg. 1, 5. 6.)

Diana oder Christus?

Es gibt ein schönes, gewiß manchem der Leser bekanntes Bild, das einen ernststen Vorgang aus längst vergangenen Tagen darstellt.

Eine junge Römerin steht inmitten einer großen Versammlung von Richtern, Priestern, Beamten usw., im weiteren Umkreise eine zahlreiche Zuschauermenge. Es sind manche liebe Freunde unter den Versammelten, aber auch bittere Feinde. Jedes Auge blickt voller Spannung auf die edle Gestalt, als sie sich einem Bilde der Göttin Diana nähert, vor dem ein Altar mit aufwallenden Räucherwolken steht. Sie ist eine Christin. Die Leute um sie her tun alles, um sie zum Opfern zu bewegen. „Nur ein Körnchen!“ scheinen sie zu rufen, „und du bist gerettet!“

Nur ein winziges Körnlein! Damit würde der Richter sich schon zufrieden geben. Aber was würde das bedeuten? Die Verleugnung ihres Herrn und den Triumph Satans. O es ist ein schwerer, entscheidungsvoller Augenblick für die Jungfrau. Von ihrem Handeln in dieser Sekunde hängt ihr ganzes Schicksal ab. Opfert sie das verlangte Körnchen, so ist sie gerettet. Dann braucht sie, die Verwöhnte und Vornehme, nicht in den feuchten, dunklen Kerker zurück, den Aufenthaltsort von Verbrechern, dem Auswurf der Menschheit. Dann braucht sie weder Marter noch Tod zu fürchten. Aber — und nun kommt das ernste Aber — um welchen Preis würde sie ihre Freiheit erkaufen?

Sie müßte ihren Heiland verleugnen, müßte einer falschen Gottheit opfern, wo sie doch weiß, daß „für uns ein Gott ist, der Vater, und ein Herr, Jesus Christus“. (1. Kor. 8, 6.) Sie müßte die Ruhe und den Frieden ihrer Seele preisgeben.

Man sieht es dem Bilde an, daß die edle Jungfrau ihren Entschluß gefaßt hat. Sie wird nicht opfern, nicht ein einziges winziges Körnchen! Standhaft wird sie aushalten, als sähe sie den Unsichtbaren. (Vergl. Hebr. 11, 27.) Ihre Augen blicken nicht auf Menschen und Umstände um sie her. Durch den Glauben sieht sie Jesum, den Mann der Schmerzen, der einst auch für ihre Sünden gekreuzigt wurde, zur Rechten der Majestät in der Höhe mit Ehre und Herrlichkeit gekrönt.

Es gibt ein lateinisches Sprichwort, welches, ins Deutsche übertragen, etwa lautet: „Leicht gleitet man die Stufen hinab“. Und so ist es. Einmal auf dem abschüssigen Wege, ist es schwierig einzuhalten. Ein Körnchen Weihrauch dem geopfert, was sich im Widerstand gegen Gott befindet, eine Verleugnung Jesu, ein Verhandeln mit Satan, nur einmal den Mantel der Welt umgehängt, und ach! wie schwer wird es, das Verlorene wiederzugewinnen! Hundertmal leichter, auf dem einmal eingeschlagenen abschüssigen Wege weiter zu gehen, obwohl man ihn im Herzen verurteilt!

Der Apostel Johannes schließt seinen ersten Brief mit den beachtenswerten Worten: „Kinder, hütet euch vor den Götzen!“ Wie kam er dazu, also zu Christen zu reden? Hätte er es getan, wenn diese Gefahr nicht dagewesen wäre? Gewiß nicht. Was bewahrt denn vor den Götzen? Zunächst

sicherlich die Erkenntnis des wahren Gottes, wie der Apostel auch sagt: „Der aus Gott Geborene bewahrt sich, und der Böse tastet ihn nicht an“. (Kap. 5, 18.) Aber es kommt noch etwas hinzu. Der Gläubige muß in der Kraft des Geistes wandeln. Satan hat keine Gewalt über den, der im Geiste wandelt. Nur auf diesem Wege haben diejenigen, welche um Christi willen den Tod erlitten haben, den Listens Satans und den Bitten ihrer Freunde widerstehen können. Indem sie sich vor den Götzen hüteten, haben sie selbst die schrecklichsten Leiden erdulden können.

Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, daß ein Göze nicht notwendig aus Holz oder Stein bestehen muß. Alles das wird zu einem Götzen, was den Platz im Herzen einnimmt, der dem Herrn Jesus gebührt, sei es Geld oder Vergnügen, ein lieber Freund, schöne Bücher, Geschäft, Menschen-gunst, Ehre usw. usw. Es besteht heute nicht die Gefahr, daß man aufgefordert werden könnte, bei einem heidnischen Fest den Götzen zu opfern, aber die Gefahr ist groß, in der einen oder anderen Weise dem Gott dieser Welt zu huldigen und dem zu leben, was von dieser Welt ist. Der Apostel Johannes aber sagt: „Wenn jemand die Welt liebt, so ist die Liebe des Vaters nicht in ihm; denn alles was in der Welt ist, die Lust des Fleisches und die Lust der Augen und der Hochmut des Lebens, ist nicht von dem Vater, sondern ist von der Welt. Und die Welt vergeht und ihre Lust; wer aber den Willen Gottes tut, bleibt in Ewigkeit.“ Und an einer anderen Stelle: „Denn alles, was aus Gott geboren ist, überwindet

die Welt; und dies ist der Sieg, der die Welt überwunden hat: unser Glaube. Wer ist es, der die Welt überwindet, wenn nicht der, welcher glaubt, daß Jesus der Sohn Gottes ist?" (1. Joh. 2, 15—17; 5, 4. 5.)

Wie steht es um dich, teurer Leser?

Einiges aus dem Kriege.

Ein Kriegsteilnehmer schreibt von sich: „Seit Kriegsbeginn stand ich als Freiwilliger draußen in Rußland. Ich war roher Materialist; mit der Kirche hatte ich schon als Student gebrochen. Nicht meine Leiden hatten mich zur Besinnung gebracht. Nein, draußen im Feld, wenn ich in der Nacht auf Wache zog, kamen mir Zweifel gegen die Sätze der Verneinung. Ich wurde ehrlich gegen mich selbst, der geistige Horizont hatte sich geweitet, die Ewigkeit trat mit einem Male auf. Nicht plötzlich vollzog sich die Umwandlung; o nein! Nach und nach kam es. Einen Irrtum gab ich auf. Schließlich, nach einem Feldgottesdienst, bat ich um ein Neues Testament. Innere Kämpfe setzten ein; dann kam die Verwundung. Wie ganz anders ist jetzt mein Leben geworden durch Jesum Christum! Er ist es, der mich mit Gott versöhnt hat. Durch Ihn fand ich erst Gott, und Er ist der Sonnenschein in meinem Leben. Der große Neugestalter „Krieg“, der im Auftrag Gottes wirken muß, hat mir neues Leben, ja, einen ganz neuen Lebensinhalt gegeben.“

Leider ist es nicht immer so. Es gibt auch gar oft Erscheinungen entgegengesetzter Art.

Es war im Schützengraben eines pfälzischen Infanterie-Regiments vor Ypern. Die Leute unterhielten sich über den Krieg. Einer aus der Stadt A. meinte, der Krieg wäre nur der reichen Leute wegen da. Da wagte ein Bauersmann zu sagen: „Der Krieg kommt von Gott. Wir alle sind schuld daran wegen unserer Sünden.“ — „Du A h! glaubst du noch an Gott?“ sagte der Städter und fluchte. „Vielleicht ruffst du auch noch nach Gott“, meinte der andere und schwieg. Eine Viertelstunde später schlug eine feindliche Granate in den Graben ein. Der Lästlerer wurde allein getroffen, die Granate riß ihm den Leib auf. Jetzt schrie er bis zu seinem baldigen Verschwinden: „Ach, Gott! ach, Gott!“ Alle, welche dieses entsetzliche Erlebnis mitgemacht, waren ergriffen und bekannten: „Hier hat Gott gerichtet!“

Und sie bewegt sich doch!

Er hat es abgeschworen,
 Daß sich die Erde dreht,
 Denn Priester und Doktoren
 Befehlen, daß sie steht;
 Er geht in stummem Grimme
 Und murt im Geheh noch
 Mit zornersticker Stimme:
 „Und sie bewegt sich doch!“ *)

*) Bekanntlich soll der berühmte italienische Naturforscher Galilei, der im Jahre 1633 wegen der Behauptung, daß die Sonne still stehe und die Erde sich um sie bewege, im Inquisitionspalast zu Rom gefangen gehalten und zum öffentlichen Widerruf seiner Lehre gezwungen wurde, beim Verlassen des Gerichtssaales die obigen Worte gesprochen haben.

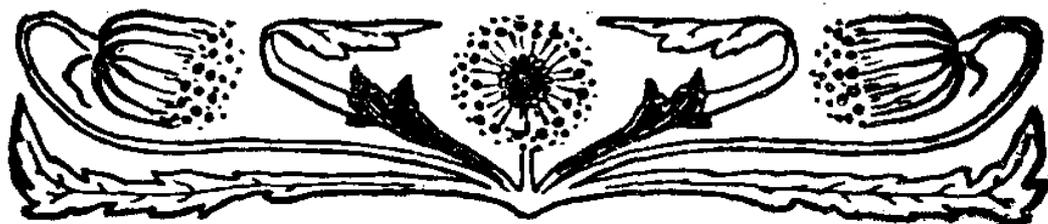
Nein, ihr gelahrten Herren,
 Der lichten Sternenwelt
 Könnt ihr den Weg nicht sperren
 Am weiten Himmelszelt:
 Sie kreist in goldnen Gleisen
 Ob euern Häuptern hoch,
 Ihr mögt es ihr verweisen —
 „Und sie bewegt sich doch!“

Nein, finstre Kerkermeister
 Der freien Wissenschaft:
 Der Flügelschlag der Geister,
 Er spottet eurer Haft.
 Der Wahrheit wehrt kein Riegel,
 Sie schlüpft durchs Schlüsselloch,
 Sie bricht des Grabes Siegel —
 „Und sie bewegt sich doch!“

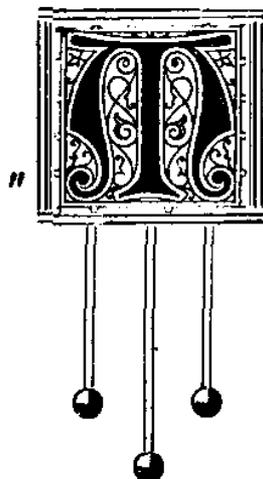
Nein, trockne Anatomen,
 Die ihr den Leib seciert,
 Und, spähend nach Atomen,
 Des Geistes Spur verliert:
 Ob sie vor euren Klängen
 Unfindbar sich verkroch,
 Die Seele regt die Schwingen —
 „Und sie bewegt sich doch!“

Nein, fecke Atheisten,
 Die ihr den großen Geist,
 Den alten Gott der Christen
 Aus Seiner Welt verweist —
 In eures Alls Getriebe
 Pulsiert Sein Odem noch,
 Es lebt die ew'ge Liebe —
 „Und sie bewegt sich doch!“

(Karl Gerok.)



Das Bekenntnis eines Offiziers.



„**M**eine Familie gehörte zu den ersten in Rußland. Im Jahre 1860 wurde ich auf dem Landgut meines Vaters geboren. Ich wuchs auf, ohne wahres Christentum kennen zu lernen. Ich lebte ganz und gar für die Welt. Reiten und Tanzen, das waren meine höchsten Freuden. Die allgemeinen christlichen Lehren machten anfangs noch einigen Eindruck auf mich; bald aber war dieser samt den guten Vorsätzen völlig verschwunden. Als ich nach Beendigung meiner Schulzeit als Kadett nach Petersburg kam, bekümmerte ich mich nicht mehr um religiöse Dinge, sondern führte ein sündhaftes Leben.

Nach einigen Jahren wurde ich Offizier, kaufte mir ein Gut und heiratete bald darauf. Doch meine Ehe war nicht glücklich. Ich war unzufrieden mit dem Leben. Verschiedentlich bereifte ich fremde Länder, wo ich mit Menschen in Berührung kam, die vollständig ungläubig waren, und mir das bißchen Glauben, das ich noch hatte, oder wenigstens das, was ich für Wahrheit hielt, ganz und gar nahmen. Stattdessen machte ich mir die Grundzüge der Menschen-

liebe und der Selbstbeherrschung, der Nächstenliebe und Selbstverbesserung zu eigen und kehrte bald als überzeugter Gottesleugner nach Hause zurück. Aber so sehr mir der Wert der Selbstverbesserung und Menschenliebe einleuchtete, befriedigte mich dies doch nicht, und mich selbst zu verbessern — dazu war ich, das mußte ich mir immer wieder gestehen, nicht imstande. An den Tod konnte ich nur mit Angst denken.

Auf meinem Gut befanden sich einige gläubige Leute, die religiöse Versammlungen abhielten. Da sie weder stahlen noch tranken, duldete ich es in der Hoffnung, daß es auf die anderen einen guten Einfluß ausüben würde.

Ja, ich ordnete sogar eine gottesdienstliche Zusammenkunft an, der ich selbst beiwohnte, um durch meine Gegenwart die Sache zu unterstützen. Ich kann mich nicht mehr erinnern, was alles gesagt wurde, aber ich weiß, daß ich zum Schluß den Anwesenden guten Erfolg zu ihrem Unternehmen wünschte, obwohl ich, wie ich hinzufügte, als gebildeter Mann ihren Glauben nicht teilen könne. Aber sie beteten für mich, und manches Schriftchen, das den Leser einlud, zu Jesu zu kommen, gelangte in meine Hände. Ich lachte über die Traktate, wurde aber nicht böse, da ich fühlte, daß sie gut gemeint waren.

Eines Abends kam ich spät nach Hause und fand auf meinem Schreibtisch eine Anzahl Bücher, die mir ein Buchhändler zur Ansicht gesandt hatte. Unter den Büchern befand sich eins von dem bekannten Grafen Tolstoi, worin in philosophischer, aber durchaus unbiblischer Weise die Frage behandelt wurde: „Warum leben wir?“ Unter anderem sagte der Schreiber, daß wir einander lieben müßten, und

bewies, daß dies auch die Ansicht der edelsten Menschen aller Zeiten gewesen sei, wie z. B. eines Sokrates, eines Jesus und anderer. Das gefiel mir und stimmte mit meiner Ansicht überein. Das Buch enthielt viele Erzählungen über diesen „edlen Jesus“, der so voller Liebe war, so herrlich redete und dachte und so geduldig und unschuldig litt. Das war nicht die unbegreifliche Lehre, die ich von der Kanzel herab gehört hatte, so trocken und ohne das Herz zu berühren. Zum erstenmal zog Jesus mich an, und ich fand es nicht langweilig, etwas über Ihn zu lesen. Ich las und las mit steigendem Interesse. In jener Nacht empfand mein Herz zum erstenmal eine besondere Zuneigung für diesen Jesus.

Sehr bald wünschte ich mehr über Ihn zu wissen. Ich mußte mir sagen, daß ich die Einzelheiten Seines Lebens am besten in meiner Bibel finden könne. Deshalb fing ich an, die Bibel zu lesen, und zwar begann ich mit den Evangelien. Je mehr ich über die Worte, Werke und die ganze Handlungsweise Jesu las, umso höher stieg meine Bewunderung und Verehrung. Er wurde mir immer größer und erschien mir in Seiner Liebe, Macht und Weisheit weit erhaben über jedes menschliche Maß. Indem ich darüber nachsann, kam mir plötzlich als etwas ganz Neues der Gedanke: Sollte Er dann doch wohl der Sohn Gottes sein, „das ewige Wort, der Herr der Herrlichkeit, Gott, geoffenbart im Fleische“? Dieser Gedanke verließ mich nicht mehr. Er nahm immer größere Wahrscheinlichkeit an. Aber wie sollte ich volles Licht darüber empfangen? In meiner Unruhe überlegte ich: „Könntest du nicht um Licht beten?“ Eine innere Stimme antwortete:

„Du kannst es zum wenigsten versuchen. Es ist niemand da, der dich auslacht.“ Und so flehte ich: „O Gott, wenn du lebst, zeige mir dann deine Wahrheit!“ Das war mein erstes Gebet.

Als ich dann weiter in dem Evangelium Johannes las, erhörte Gott meine Bitte. Er erleuchtete mich durch die Strahlen Seines Lichts, während ich Sein Wort in Händen hielt. Sein Geist zeigte mir den Herrn Jesus und verherrlichte Ihn mir. Ich mußte fortwährend ausrufen: „Kein Mensch konnte so denken, fühlen, sprechen und handeln!“ In Seinem Lichte erkannte ich das Licht, und das Bekenntnis meines Herzens lautete: „Du bist der Sohn Gottes, du bist der König Israels. Du bist das Lamm Gottes, das meine Sünden auf dem Kreuze getragen hat!“

Jetzt wurde es Frühling in meinem Herzen. Jetzt konnte ich die Heilige Schrift mit ganz anderen Augen lesen. Christus war jetzt auch mein Erlöser, und das machte mich unaussprechlich glücklich. Er hatte durch Sein kostbares Blut meine Sündenschuld auf Golgatha bezahlt. Ich dankte und lobpries Gott, war glücklich in Seiner Liebe und befreit von der Furcht des Todes und der Hölle.

Nach dieser Zeit sind viele Prüfungen mein Teil gewesen, aber was schadet es? Nur zweierlei bedaure ich: Erstens, daß ich so spät dasjenige auf Erden fand, was allein wert ist gesucht zu werden, Ihn, den Herrn der Herrlichkeit, und zweitens, daß ich Ihm nicht treuer gedient habe, seit ich Ihn kenne.

Der Eremit von Livry.

Fur Zeit des Reformators Wilhelm Farel lebte unweit von Paris ein armer Mann. Sein Name wird uns nicht mitgeteilt. Er war allgemein bekannt als „der Eremit von Livry“. Gott hatte in dem Herzen dieses Mannes ein Gefühl über seinen verlorenen Zustand bewirkt, und er war nun ängstlich darauf bedacht, seine Seele durch Gebete, Bußübungen, gute Werke und dergl. von dem ewigen Verderben zu erretten. Aus diesem Grunde hatte er sich in den Wald von Livry zurückgezogen, wo er ein einsames Einsiedlerleben führte. Seinen Unterhalt erwarb er sich durch Betteln.

Nun geschah es eines Tages, daß der Eremit auf seinen Gängen mit einigen Männern aus der Stadt Meaux zusammentraf. In dieser Stadt, die nordöstlich von Paris an der Marne liegt, hatte Farel unter der Mitarbeit und dem Schutze des dortigen Bischofs die frohe Botschaft von der freien Gnade in Christo Jesu mit großem Erfolg verkündigt. Viele Seelen waren aus Sündenschlaf und Aberglauben aufgewacht und hatten Jesum als ihren Heiland angenommen. Die Männer, welche der Eremit kennen lernte, gehörten zu diesen Neubekehrten. Sie säumten nicht, dem armen, heilsverlangenden Manne von dem Brot darzureichen, das ihnen selbst gebracht worden war. Der Eremit nahm die wunderbare Kunde von dem freien Heil in Christo im Glauben an und kehrte als ein reicher Mann in seine Hütte im Walde zurück.

Fortan begann ein neues Leben für ihn. Zwar blieb er in seiner Einsiedelei, aber er ging nicht mehr umher, um zu betteln, sondern um das, was er selbst umsonst empfangen hatte, auch anderen umsonst zu bringen. Er ging von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf und erzählte allen, die es hören wollten, von der völligen Vergebung, die Gott einem jeden zuteil werden läßt, der an Ihn und an Seinen Sohn Jesus Christus glaubt. Viele hörten so zum erstenmal von dem Heiland, der für verlorene Sünder Sein kostbares Blut vergossen hat.

Die Kunde von dem merkwürdigen Prediger im Einsiedlergewande verbreitete sich schnell, und es dauerte nicht gar lange, da bildete seine stille Waldhütte einen Sammelpunkt für solche, die die Last ihrer Sünden fühlten und von ihr befreit zu werden wünschten. Die meisten Hörer waren einfache Landleute, Bewohner der umliegenden Dörfer und Gehöfte; aber zuweilen durfte er auch vor Edelleuten und ihrem Gefolge das Wort vom Kreuze verkündigen.

Das erregte bald den bitteren Haß des Feindes. Verfolgungen begannen, und unser Eremit wurde verhaftet. Vor ihm war schon ein junger Student aus der Picardie, namens Jakob Bavanne, auch eine Frucht der Arbeit Farel's in Meaux, seines Zeugnisses wegen von der Sorbonne, der theologischen Fakultät der Pariser Hochschule, dem damaligen geistlichen Gerichtshof Frankreichs, gefangen gesetzt und nach einem anfänglichen Widerruf zum Feuer-tode verurteilt worden. Ihm sollte „der Eremit von Livry“ folgen. Hässcher umringten seine Hütte und schleppten ihn nach Paris. Da der furchtlose Mann



seiner Überzeugung treu blieb und nicht widerrufen wollte, war sein Schicksal besiegelt. Wegen seiner Hartnäckigkeit sollte er bei langsamem Feuer auf dem Platz vor der Notre-Dame Kirche verbrannt werden. Die ganze Stadt strömte zusammen, um dem Schauspiel beizuwohnen. Der Eremit schritt ruhig und gefaßt dem schrecklichen Tode entgegen. Man hielt ihm ein Kreuzifix vor und forderte ihn auf, seine Keterei abzuschwören, und die Doktoren der Sorbonne schrieten: „Er ist verdammt! Er geht geradeswegs ins höllische Feuer!“ Aber der Einsiedler antwortete einfach, daß er sein Vertrauen auf Jesum setze und entschlossen sei, in dem Glauben an Ihn als den einzigen Heiland zu sterben.

So geschah es. Der treue Mann fand einen Ehrenplatz in der Reihe der Blutzengen des Evangeliums, und ewig wird seine Krone glänzen.

Das Gewissen.

Es gibt ein Fest mit weitbekannten Musikstücken, benannt: „Lieder ohne Worte“. Der Dondichter redet darin vernehmlich vom Frühling, von Sehnsucht und Hoffnung, von Trauer um vergangenes Glück — er redet durch Töne ohne Worte. Wer einmal zusah, wie zwei Taubstumme sich unterhalten, der weiß, daß Menschen auch reden können durch Worte ohne Töne; das geschieht ja auch durch jedes Buch, jeden Brief, jedes Telegramm.

Aber gibt es auch eine Sprache ohne Worte und ohne Töne? O ja, da ist die

Sprache der Schöpfung, welche zum Menschenherzen redet von der Macht und Herrlichkeit des Schöpfers. Auch die Erinnerung redet ohne Worte, ohne Töne und doch so gewaltig, daß darüber ein Mensch in Tränen ausbrechen kann. Aber da ist noch eine andere Sprache ohne Worte, ohne Töne, die so erschütternd zu reden vermag, daß Leib und Seele zittern, das ist die Sprache des Gewissens. Es hat zu allen Zeiten berühmte Redner gegeben, die durch die Gewalt ihrer Worte die Menschen zwingen zu Taten, zu Entschlüssen, an welche sie zuvor nie gedacht hatten. Aber kein Redner vermag, was dieser Redner, das Gewissen, bewirkt. Es macht dem Betrüger den Besitz von Millionen zur Pein, es entwertet Kronen für den, der mit Frevel einen Thron bestieg. Es macht einen Palast zur Hölle und das weichste Bett zur Marterstätte für den Schuldigen. Es raubt gesunden Menschen den Schlaf und bringt eisenharte Männer zum Zittern; es bringt das Verborgene ans Licht und führt Schuldige als Selbstankläger vor den Richter.

Dieser wunderbare, unsichtbare Redner, dieser treue Weggenosse, begleitet den Menschen aus seinen Kindertagen bis in die Ewigkeit. Freilich, er hat eine merkwürdige Eigenschaft: er kann schlafen; er läßt sich zeitweise so einschläfern, daß es scheint, er sei gestorben. Er schläft bei manchen Menschen ganz fest und sehr lang. Aber er wacht sicher wieder auf, hier oder dort — du weißt nicht, wann. Manchmal wacht er plötzlich auf und beginnt seine mächtige Rede. Jedoch auch während er schläft, schreibt er seine Schrift ohne Worte in sein Buch. Das ist eine wunderbare Schrift: die Geschichte

des Undankes, der Selbstsucht, der Schuld deines Lebens — eine Sprache ohne Worte.

Es ist damit so ähnlich wie mit der Vorführung von Lichtbildern. Da liegen tote Bilder im Kasten, auch die Walzen des Phonographen sind still und tot. Aber plötzlich, wenn der Mechanismus in Bewegung gesetzt wird, fängt alles an sich zu bewegen, zu tanzen, zu singen, zu rufen — eine ganze Welt aus der Vergangenheit belebt sich. Dort, im elektrisch erleuchteten Raum, findet die Vorstellung zum Vergnügen der Zuschauer statt; aber diese Vorstellung, wenn das Gewissen erwacht, findet meist in stillen Stunden, in dunkler Nacht statt. Und doch wie deutlich, wie wahr, wie hell beleuchtet! Die Personen, die da auftreten, sind dir alle bekannt, und sie kennen dich. Da kommt eine weinende Mutter; sie blickt den Sohn an und warnt ihn und bittet ihn: Sohn, geh nicht diesen Weg! Sohn, lehre um! Du weißt es noch ganz gut; aber du bist nicht umgekehrt, und der Muttertränen sind viele geworden, bis — ihr Auge sich schloß. Da ist der Vater! Er ging ja längst hinüber in das andere Land — und doch, da steht er noch so wie damals, beim letzten Gespräch, als er dir so traurig in die Augen blickte. Und dort? Dein Jugendfreund! Kennst du ihn? Er sagt: Weißt du noch, als du mich verführtest auf den bösen Weg? Ich bin nicht mehr zurechtgekommen — von da an ging's bergab mit mir. Und dort kommt dein Prinzipal, der es so gut mit dir meinte, der dir vertraute. Wie ist dir alles so bekannt, das Zimmer, die Kasse! Als du allein warst und zum erstenmale nahmst, was nicht dein war —

niemand hat's gemerkt, und doch klagt dich der Mann jetzt an, dessen Vertrauen du mißbrauchtest. Aber alles so wahr, so wirklich!

Vielleicht sprichst du: Das ist nicht für mich! Solch böse Dinge habe ich nie getan. Ich war immer ordentlich, mir kann niemand so etwas nachsagen. Ich war stets gehorsam, ehrlich und sogar religiös.

Wirklich? Bist du so gut? Wie ist es denn mit deinen ungezählten großen und kleinen Lügen, mit deinen oft so bitteren und harten Worten, mit deiner Eigenliebe und Eitelkeit, mit deinem Hochmut und Stolz? Und sieh da, da tritt noch eine andere Gestalt vor dich: der gekreuzigte Sohn Gottes, der um deinetwillen aus den Himmeln kam, der dich liebte und dich suchte! Unter Seiner Dornenkrone blickt Er dich an und erinnert dich daran, daß Seine Liebe dich begleitete und segnete auf deinem ganzen bisherigen Wege, daß Er um dein Herz warb. Hast du Ihm dein Herz aufgetan? Ach, Er wollte dein kaltes Herz für Seine Liebe öffnen, Er wollte dich heilen von deiner Selbstsucht und Weltliebe. Er wollte dir zeigen, was du in den Augen eines heiligen Gottes bist. Er wollte dein blindes Auge sehend machen und dein stolzes Herz beugen vor Seiner Liebe. Aber du hattest nie Zeit für Ihn. Jesus war dir im Grunde gleichgültig. Du wolltest Ihn wohl ehren bei passender Gelegenheit, du hieltest ja etwas auf deine Religion — aber dein kaltes Herz hat Ihm die Tür zugehalten. Er mußte draußen bleiben. So bist du ohne Ihn gegangen, hast nicht gemerkt, wie Er dir liebend folgte, wie oft Er klopfte. Nun

steht Er da, ja, Er klagt über dich, daß dir dein Vergnügen, dein Geschäft, deine Ehre, deine Pläne viel mehr gelten als die Liebe Dessen, der für dich an das Kreuz ging.

O sollte dein Gewissen jetzt endlich aufwachen, so verstehe, daß du auf dem Wege bist, um vor dem Richterthron Gottes ein gerechtes Urteil zu empfangen. Dein Gewissen mahnt dich, die Gnade zu suchen, ehe es zu spät ist, und das Kreuz von Golgatha bezeugt dir, daß du bei Jesu eine vollkommene Gnade finden kannst. „Denn der Lohn der Sünde ist der Tod, die Gnadengabe Gottes aber ewiges Leben in Christo Jesu, unserem Herrn.“ (Röm. 6, 23.) Deine Sünde ist eine so tiefe Flut, daß du darin versinken und ertrinken mußt, wenn du dich nicht von Jesu Ketterarmen ergreifen und auf den Fels von Golgatha erretten läßt. Es gibt für die Sünde nur einen göttlichen Maßstab: das Kreuz. Wenn du deine Sünde klein nennst, so verwirfst du Gottes Urteil über deine Sünde. Du verwirfst das Kreuz! O laß dich im Anblick des Kreuzes von der Größe und Tiefe deiner Sünde überzeugen! Sieh dein Leben im Lichte Gottes; dann wirst du erfahren: „Wo aber die Sünde überströmend geworden, ist die Gnade noch überschwenglicher geworden, auf daß, gleichwie die Sünde geherrscht hat im Tode, also auch die Gnade herrsche durch Gerechtigkeit zu ewigem Leben durch Jesum Christum, unseren Herrn“. (Röm. 5, 20—21.)

Die geöffnete Himmelstür.

In einem schönen Spätsommerabend machte ich einem Häuschen einen Besuch, das von einem älteren Ehepaar bewohnt wurde und in dem ich schon oft gewesen war.

Der Mann war kurz zuvor bekehrt worden, gelegentlich einer Evangeliumsverkündigung, die in dem Dorf stattgefunden hatte. In einfältigem Glauben hatte er die Wahrheit angenommen und war jetzt glücklich, Christum als seinen Heiland zu kennen.

Die Frau war noch nicht errettet. Das Gefühl, daß ihr Gatte, der blind und deshalb in vieler Hinsicht von ihr abhängig war, etwas vor ihr voraus haben sollte, machte sie verdrießlich und rief die natürliche Feindschaft des Menschenherzens gegen Christum in ihr wach. Da ich aus Erfahrung wußte, wie leicht ein solcher Zustand zu Verbitterung und Verhärtung führen kann, war es mein herzlicher Wunsch, daß die Frau auch bald das finden möchte, was ihren Mann so glücklich machte.

Die Tür des Häuschens stand weit offen, als ich mich näherte, und ließ den Weg für die hellen Sonnenstrahlen frei:

„Frau S.“, begann ich nach der Begrüßung, „Ihre Tür erinnert mich an die Himmelstür, die auch immer weit offen steht.“

Diese Bemerkung schien ihr nicht recht zu gefallen. Sie erwiderte in abweisendem Tone:

„Das mag für Sie der Fall sein, aber nicht für mich.“

„Was!“ rief ich, „die Himmelstür sollte für mich offen stehen, und für Sie nicht?! Wie können Sie so etwas sagen?“

Als sie hierauf nichts erwiderte, fuhr ich fort: „Wissen Sie nicht, was die Himmelstür für jeden Menschen geöffnet hat?“

Wieder kam kein Laut über ihre Lippen. Sie wollte offenbar nicht antworten.

Indem ich mich jetzt ihrem Gatten zuwandte, der in seinem Sessel neben dem Ofen saß und unsere kurze Unterhaltung angehört hatte, sagte ich:

„Ihr Gatte weiß, was die Himmelstür geöffnet hat.“

„Ja, Gott sei Dank!“ antwortete er langsam und feierlich, „der Tod Christi hat uns den Himmel geöffnet. — Aber“, fügte er einen Augenblick später traurig hinzu, „meine Frau will das nicht glauben.“

„Ja, Frau S.“, nahm ich wieder das Wort, „Ihr Mann weiß Bescheid. Christus ist gestorben, um Gott im Blick auf die Sünde zu verherrlichen und den Menschen zu erretten. Von dem Augenblick an steht die Himmelstür weit offen für jeden verlorenen Sünder. Für keinen ist der Eingang gesperrt. Gottes Gnade strömt frei dahin. Alle sind eingeladen, einzutreten; auch Sie. Warum wollen Sie nicht kommen? Ihr Gatte hat an die Gnadenbotschaft Gottes geglaubt und ist glücklich. Warum wollen Sie nicht auch glauben und glücklich werden?“

Sie schien ergriffen zu sein. Der harte, abweisende Zug schwand aus ihrem Gesicht. Wir setzten uns, und ich redete noch etwas weiter über Gottes ungreiflich große Liebe, über diese Liebe, die den eingeborenen Sohn für hassenswerte Geschöpfe in den

Tod gab, ja, die diesen Sohn Sein kostbares Blut vergießen ließ, damit wir von aller Schuld reingewaschen und für den Himmel passend gemacht werden möchten. „Aber“, so endete ich, „es wird auch ein Tag kommen, an dem die Himmelstür verschlossen werden wird. O dann draußen stehen und die Worte des Herrn Jesus hören zu müssen: „Wahrlich, ich sage euch, ich kenne euch nicht!“ — Dann wird es keine Hoffnung mehr geben. Deshalb, Frau S., kommen Sie, so lang die Tür noch offen steht und ehe es für immer zu spät ist!“

Etwa vierzehn Tage nach dieser Unterredung kam ich wieder in das Dorf. Ich hielt mich jedoch zunächst nur einen Augenblick bei dem bekannten Häuschen auf, um mitzuteilen, daß ich noch andere Besuche zu machen habe, aber wieder vorbeikommen wolle. Ich wurde länger aufgehalten, als ich gedacht hatte, und als ich zurückkam, brach die Nacht schon herein.

Die Frau hatte auf mich gewartet. Sobald sie mich sah, trat sie vor die Tür, um mich zu begrüßen. Ich sprach mein Bedauern darüber aus, daß es so spät geworden und ich nun nicht mehr imstande sei, bei ihnen zu verweilen. Aber sie bat mich so dringend, doch wenigstens für ein paar Minuten einzutreten, da sie mir etwas Wichtiges mitzuteilen habe, daß ich ihre Bitte nicht abschlagen konnte. Ich trat ins Haus. Sie begann sogleich zu erzählen. Mein letzter Besuch hatte einen dauernden Eindruck hinterlassen. Sie hatte beständig an meine Worte denken müssen. In der Nacht hatte sie einen Traum. Sie sah sich vor Gottes Richterstuhl, wo sie wegen ihrer Sünden gerichtet werden sollte. Es war eine schreck-

liche Lage. Da stand sie nun, angesichts der furchtbaren Majestät Gottes, und vermochte kein Wort zu ihrer Verteidigung vorzubringen. Sie wußte, es gab für sie keine Hoffnung mehr. Sie war für immer verloren! „Auch Sie habe ich dort gesehen“, berichtete sie. „Sie standen da mit erhobener Hand und riefen: „Ich habe Ihnen ja gesagt, wie es sein würde!“ Vor Entsetzen wurde ich wach. Ich schrie laut vor Angst und war schweißüberströmt.

„Mein Schreien weckte meinen Mann. Ich erzählte ihm meinen Traum. Er suchte mich zu trösten und wies mich auf Jesum hin, der mich retten wolle. Er sei ja das Lamm Gottes, das auch für mich gestorben sei. Seine Worte beruhigten mich allmählich. Je mehr er von dem Heiland und Seiner Liebe, von dem auf Golgatha für verlorene Sünder vollbrachten Werke sprach, desto stiller wurde es in mir. Meine Furcht schwand, und endlich schlief ich ein. Als ich am Morgen erwachte, hatte ich nicht nur keine Angst mehr, sondern war ganz glücklich. Ich konnte glauben, daß Jesus auch für mich gestorben ist, und daß Er auch alle meine Sünden in Seinem kostbaren Blut abgewaschen hat. Damit erhielt ich auch die Gewißheit, daß ich nie in das furchtbare Gericht kommen werde, vor dem mir noch in der vergangenen Nacht im Traum so gegraut hatte. Seitdem bin ich immer glücklich gewesen. Das ist's, was ich Ihnen erzählen wollte. Ich weiß jetzt, daß die Himmelstür weit offen steht.“

Teurer Leser, auch für dich steht die Himmelstür heute noch weit offen. Noch ist Gnadenzeit. Ach, laß diesen Tag nicht unbenuzt vorübergehen!



„Wenn ihr nicht werdet wie die
Kinder.“

Im Herbst des Jahres 18— wurde ich gebeten, Frau Z. zu besuchen. Der mich zu diesem Besuch aufforderte, sagte mir, daß die Genannte sehr bekümmert sei um ihr Seelenheil. Wie ich ferner vernahm, war Frau Z. Ausländerin, und zwar Französin. Sie hatte ihren Gatten, einen Offizier, vor kurzem verloren und war selbst von zarter Gesundheit.

Frau Z. empfing mich sehr freundlich, und ich lernte sie bald als eine hochgebildete, interessante Frau kennen. Sie hatte viel von der Welt gesehen und sprach mehrere Sprachen fließend. Auch wußte sie auf allen Gebieten so gut Bescheid, daß ich garnicht den Mut fand, mit ihr über das zu reden, was mich zu ihr geführt hatte. Bei meiner Heimkehr machte ich mir dieserhalb Vorwürfe. Andererseits dachte ich: „Wie kann N. dich nur zu dieser Frau schicken! Sie weiß weit mehr als du, und du beleidigst sie am Ende noch, wenn du mit ihr über göttliche Dinge reden willst.“

Ich zögerte eine Woche, bis ich mich zu einem zweiten Besuch aufraffte. Diesmal aber war ich fest entschlossen, offen mit Frau B. zu reden. Nachdem ich mich nach ihrem Befinden erkundigt hatte, steuerte ich ohne weiteres auf mein Ziel los und begann von der Notwendigkeit zu sprechen, unseren wahren Zustand vor Gott zu erkennen. Je länger ich redete, desto freimütiger wurde ich, während zu gleicher Zeit Frau B. alle Zurückhaltung fahren ließ und mir ihr ganzes Herz ausschüttete. Ich war beschämt und mußte mir sagen: Wie mancher Seele, die nach dem lebendigen Wasser dürstet, ist man dadurch ein Hindernis, daß man in Untreue und Ängstlichkeit zaudert, ihr ein treues, offenes Zeugnis abzulegen!

Indem Frau B. den Schleier lüftete, der über ihrer Vergangenheit lag, durfte ich einen Blick tun in ein Menschenleben, dem die Sonne des Glücks in verschwenderischer Fülle geleuchtet, das aber in Wahrheit die irdischen Quellen als löcherichte Brunnen kennen gelernt hatte. Deswegen lechzte die arme Frau jetzt förmlich nach frischem Lebenswasser. „Von Ort zu Ort, von Kirche zu Kirche bin ich gegangen“, klagte sie. „Mit Geistlichen und allen möglichen anderen Leuten, die mir auf meinen weiten Reisen begegneten, habe ich über das Heil meiner Seele gesprochen, aber bis heute weiß ich nicht, was es heißt, wiedergeboren zu sein. Man riet mir, das Abendmahl zu nehmen. Aber es hat mir nicht geholfen. Ich war hinterher genau so weit vom Frieden entfernt wie zuvor. Ich habe auch viel um Barmherzigkeit und Vergebung gefleht und habe fleißig meine Bibel gelesen, aber alles war

umsonst. Bis heute kann ich nicht sagen, daß ich mit Gott versöhnt bin."

Als Antwort schlug ich 2. Kor. 5, 19 auf und las: „Gott war in Christo, die Welt mit sich selbst versöhnend, ihnen ihre Übertretungen nicht zurechnend, und hat in uns das Wort der Versöhnung niedergelegt. So sind wir nun Gesandte für Christum, als ob Gott durch uns ermähnte; wir bitten an Christi Statt: Laßt euch versöhnen mit Gott!"

An Hand dieser Verse zeigte ich Frau J., daß, während sie um Barmherzigkeit und Vergebung schreie, Gott Seinerseits sie bitten lasse, sich mit Ihm versöhnen zu lassen. „Als ein Diener Christi“, fuhr ich fort, „kann ich Ihnen die frohe Botschaft bringen, daß es Gottes Wunsch ist, Sie als eine Versöhnte vor sich zu sehen. Dieser Wunsch kann, unbeschadet Seiner Gerechtigkeit und Heiligkeit, Erfüllung finden, weil Er, wie wir im 21. Verse des gleichen Kapitels lesen, „Den, der Sünde nicht kannte, für uns zur Sünde gemacht hat, auf daß wir Gottes Gerechtigkeit würden in Ihm“. Während Sie also jahrelang nach Frieden mit Gott gesucht haben, läßt Gott Sie bitten, sich mit Ihm versöhnen zu lassen.“ Im Anschluß an diese Worte las ich noch die zwei ersten Verse des 6. Kapitels, in denen der Apostel die Korinther ermähnt, die Gnade Gottes „nicht vergeblich“ empfangen zu haben, während er zugleich das „Jetzt“, den heutigen Tag, als die wohlgenahmte Zeit und den Tag des Heils bezeichnet.

Frau J. lauschte mit großer Aufmerksamkeit. Aus ihren Antworten merkte ich bald, daß sie dem

Wort wohl glaubte, aber sie war nicht sicher, ob sie auch wohl den richtigen Glauben habe. Sie meinte, der errettende Glaube müsse etwas ganz Besonderes sein.

Ich schlug daraufhin 1. Joh. 5, 9—12 auf und las: „Wenn wir das Zeugnis der Menschen annehmen, das Zeugnis Gottes ist größer; denn dies ist das Zeugnis Gottes, welches Er gezeugt hat über Seinen Sohn. Wer an den Sohn Gottes glaubt, hat das Zeugnis in sich selbst; wer Gott nicht glaubt, hat Ihn zum Lügner gemacht, weil er nicht geglaubt hat an das Zeugnis, welches Gott gezeugt hat über Seinen Sohn. Und dies ist das Zeugnis: daß Gott uns ewiges Leben gegeben hat, und dieses Leben ist in Seinem Sohne. Wer den Sohn hat, hat das Leben; wer den Sohn Gottes nicht hat, hat das Leben nicht.“

„Die ersten Worte“, setzte ich erläuternd hinzu, „zeigen Ihnen, daß Sie das Zeugnis Gottes in derselben Weise anzunehmen haben wie irgend ein Zeugnis von Menschen, nur mit dem wichtigen Unterschied, daß Menschenworte irrig sein können, die Worte Gottes aber niemals; und ferner, daß von der Annahme der Worte Gottes für Sie der Besitz des ewigen Lebens abhängt.“ — Nach einer Pause fuhr ich dann fort: „Wie ist es nun? Glauben Sie die Schriftworte, die ich Ihnen vorgelesen habe, und die von Vergebung und Versöhnung und ewigem Leben reden?“

„Ja, ich glaube sie“, erwiderte sie, „aber ich habe immer gemeint, ich müsse, bevor ich sicher sein könne, wirklich zu glauben, irgend eine große Veränderung in meinem Herzen verspüren.“

„Das ist ein Fehler, der oft gemacht wird“, versetzte ich. „Man sucht nach einem Beweis in sich selbst, anstatt einfältig das Zeugnis Gottes anzunehmen und sich dankbar über dasselbe zu freuen. Vielleicht hilft Ihnen ein kleines Bild. Nehmen Sie an, Sie wären in große Zahlungs-Schwierigkeiten geraten, aber plötzlich teilte Ihnen jemand mit, daß Sie Erbin eines großen Vermögens geworden seien. Würden Sie sich über diese Botschaft freuen? Nur dann, nicht wahr? wenn Sie glaubten, daß der Bote wirklich vertrauenswürdig sei. Gerade so ist es mit dem Evangelium. Das Wort Gottes gibt mir ein begründetes Anrecht auf mein ewiges Erbteil, eben weil Gott, der nicht lügen kann, es ist, der es mir bezeugt. Solang ich meine Errettung auf meine Gefühle gründe, habe ich Fließsand unter meinen Füßen. Glückliche Gefühle sind so veränderlich wie der Wind. Wir können heute überglücklich und morgen tief unglücklich sein. Aber Gottes Wort verändert sich nicht. Himmel und Erde mögen vergehen, aber Gottes Wort nimmermehr.“

Zum Schluß lenkte ich die Aufmerksamkeit von Frau B. nochmals auf 1. Joh. 5, 10: „Wer an den Sohn Gottes glaubt, hat das Zeugnis in sich selbst; wer Gott nicht glaubt, hat Ihn zum Lügner gemacht“. — „Wollen Sie das noch länger tun?“ fragte ich sie ernst.

„Nein“, erwiderte sie, „ich will Seinem Worte glauben.“

„Sie wollen also nicht warten, bis Sie etwas fühlen?“

„Nein, ich will Ihm jetzt vertrauen.“

Nur zitternd schien sie die große Tatsache anzunehmen, daß man durch den einfältigen Glauben Vergebung und ewiges Leben empfängt.

Als ich das nächste Mal zu ihr kam, sah ich, daß Gott Großes an ihr getan hatte. Sie empfing mich mit strahlendem Antlitz.

„O!“ rief sie, „jetzt weiß ich, was es heißt, wiedergeboren zu sein. Für mich ist jetzt alles anders geworden. Wie ein neugeborenes Kind fange ich an zu leben. Mein ganzes vergangenes Leben war umsonst; fortan möchte ich nur noch für Christum leben.“

In der Tat, sie war vom Tode zum Leben übergegangen. Das Alte war vergangen, alles war neu geworden. Es war eine wahre Erquickung, Zeuge des freudigen Genusses zu sein, den sie fortan an dem Worte Gottes hatte.

Eines Tages erzählte sie mir: „Diese Nacht hatte ich einen merkwürdigen Traum. Ich ging auf einer Straße, die mit Schutt und Trümmern aller Art bedeckt war. Je weiter ich ging, desto schwieriger wurde es, vorwärts zu kommen. Immer rauher und unwegsamer wurde der Weg. Plötzlich kam ein Mann, faßte mich bei der Hand und führte mich über die Straße hinüber in einen schönen Garten. Ich kam mir vor wie ein kleines Kind. Mein Führer brachte mich zu einer Gruppe anderer Kinder, von denen jedes ein Stück Brot in der Hand hielt. Sie waren alle schneeweiß gekleidet. Mein Führer gab mir auch ein Stück Brot und sagte: „Ich muß dich jetzt allein lassen, aber in kurzem werde ich wiederkommen“. Ganz betrübt über dieses Wort wachte ich auf.“

„Soll ich Ihnen sagen“, fuhr sie nach einer Weile fort, „wie ich mir den Traum deute? Die mit Trümmern bedeckte Straße ist die Welt mit ihrem Stolz und ihrer Eitelkeit, mit ihren Prüfungen und Kimmernissen. Wie Sie wissen, habe ich diese Dinge reichlich kennen gelernt. Dann aber kam der Herr, nahm mich aus dem allem heraus und brachte mich an eine Stätte der Ruhe und Sicherheit. Er gab mir das Brot des Lebens, von dem ich mich während meines Lebens nähren soll, wie geschrieben steht: „Wenn jemand von diesem Brote ißt, so wird er leben in Ewigkeit“.“

Es war erstaunlich zu sehen, wie Gottes Geist in dieser Frau wirkte. Überraschend schnell nahm sie zu an Verständnis und geistlicher Einsicht. Ihr Wunsch war, den Rest ihres Lebens ganz dem Herrn zu weihen. Doch Gott hatte es anders beschlossen. Noch im Herbst desselben Jahres, in welchem sie Frieden fand, wurde sie ernstlich krank und starb bald darauf. So durfte sie nur wenige Tage für ihren geliebten Herrn wirken, aber in diesen Tagen legte sie vor allen, die mit ihr in Berührung kamen, ein herrliches Zeugnis ab. Ganz kurz vor ihrem Ende sagte sie zu ihrer Pflegerin, die sie bat, einen Schluck Wein zu nehmen: „Nein, ich möchte fortan nur noch das Blut Christi trinken“. Sie dachte an die Worte des Herrn in Joh. 6, 55. 56: „Mein Fleisch ist wahrhaftig Speise, und mein Blut ist wahrhaftig Trank. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, bleibt in mir und ich in ihm.“ Wenige Augenblicke später entschlief sie.

Böse Ladung.

Auf einem großen Ozeandampfer lag einer der Maschinisten schwerkrank in seinem schmalen Bett. Sein Zustand verschlimmerte sich trotz aller ärztlichen Bemühungen täglich, und allem Anschein nach ging der Kranke seinem Ende rasch entgegen.

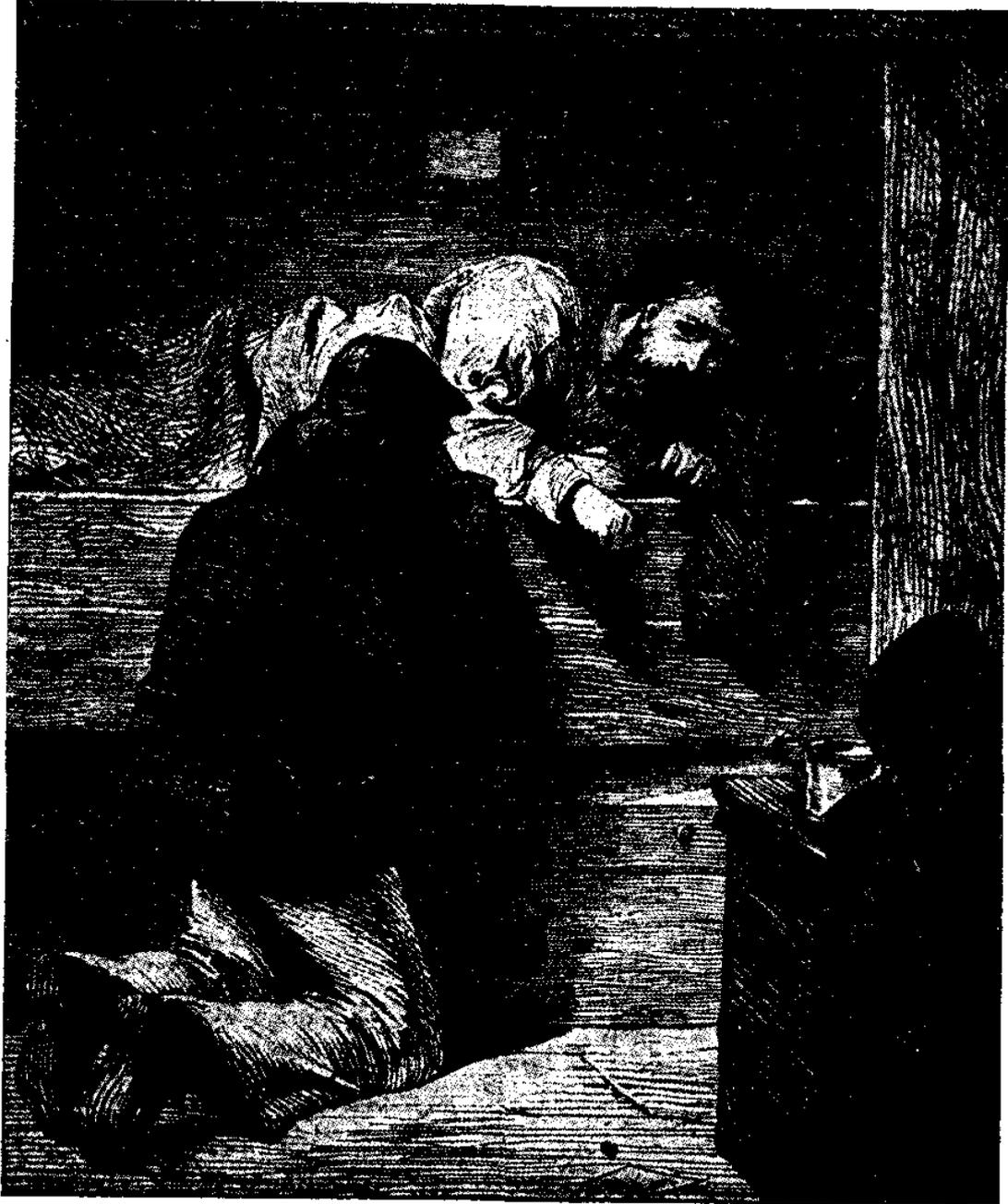
Eines Tages besuchte ihn einer seiner Kameraden, mit dem er schon manche Fahrt zusammen gemacht hatte. Als dieser das blasse Antlitz des Kranken sah, rief er erschrocken: „Was ist mit dir, Richard? Du siehst ja aus wie eine Landratte, die Seewasser geschluckt hat!“

„Ach, Friß, wenn's nur das wäre! Aber die Fahrt geht zu Ende! Ich fühle mich erbärmlich schlecht, und was das Schlimmste ist, ich habe böse Ladung an Bord!“

„Böse Ladung? — Wie meinst du das?“

„Lauter Sünden, wohin ich blicke, Friß! Und die führen zur Hölle, das haben wir oft genug gehört.“ — Der Unglückliche seufzte tief auf. Nach einer Weile fuhr er fort: „Wir waren immer gute Kameraden, Friß. Willst du nicht deinem sterbenden Freunde den Gefallen tun und für ihn beten?“

Friß stand sprachlos. Es war so, wie Richard sagte. Sie hatten immer gute Kameradschaft gehalten und oft einander aus der Nlemme geholfen; aber gebetet hatte Friß noch nie, und soviel er wußte, Richard auch nicht. Bisher hatte es sich meist um einen Griff in den Geldbeutel, hier und da auch um ein



festes Dreinschlagen mit den Fäusten gehandelt; aber beten? — Hilflos starrte Frik auf seinen Freund.

Doch dieser fuhr fort zu bitten. In verzweifelten Tönen flehte er seinen Freund an, niederzuknieen und für ihn zu beten, sonst gehe er ewig verloren. Endlich sagte Frik leise und traurig, denn die Not seines Freundes schnitt ihm ins Herz:

„Ich kann nicht beten, Richard. Ich habe es nie getan, und ich weiß nicht, wie ich es machen soll.“

Aber immer dringender bat der Sterbende, immer heißer flehte er. Da fiel dem anderen plötzlich eine Schriftstelle ein, die er als Kind in der Sonntagsschule gehört, aber seitdem völlig vergessen hatte. Sie lautete: „Das Blut Jesu Christi, Seines Sohnes, reinigt uns von aller Sünde“. Er fühlte unwillkürlich: Das war etwas für Richard! Im nächsten Augenblick kniete er vor der Koje des Kranken nieder, faltete die Hände und rief:

„O Herr! Hier sind zwei große Sünder. Rette meinen Kameraden und mich! Ein Tropfen deines Blutes ist genug für uns beide.“

Mehr konnte er nicht sagen, ein krampfhaftes Schluchzen erstickte seine Stimme; aber während die Tränen flossen, stiegen aus den Herzen beider Männer tiefe, ernste Seufzer zum Gnadenthron empor. Waren sie auch nicht in Worte gekleidet, so wurden sie doch von Dem verstanden, der so gern auf das Flehen des bußfertigen Sünders lauscht und nicht schöne und wohlgeordnete Worte braucht, sondern das Seufzen des Herzens versteht. Er hörte auch das Rufen dieser beiden Männer, deren Herzen zu voll waren, um Worte für ihre Gefühle zu finden, und nahm ihre aufrichtige Buße gnädig an. Der Sterbende

wurde allmählich ruhig, und als Fritz ihn nach längerer Zeit fragte: „Nun, Richard, wie steht's? Fühlst du dich leichter?“ antwortete er freudig:

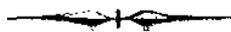
„Ja, Fritz, ganz leicht! Es ist alles in Ordnung, die ganze böse Ladung über Bord! Alle meine Sünden sind in Jesu Blut getilgt.“

Kurz darauf ging der Maschinist in Frieden heim, in der vollen Gewißheit, daß das Blut des Sohnes Gottes ihn gereinigt und für die Gegenwart eines heiligen Gottes passend gemacht habe. Die Einfahrt in den himmlischen Hafen lag jetzt frei und offen vor ihm.

Fritz lebt noch und rühmt die Gnade, die auch ihn, den blinden, unreinen Sünder, zu sich zog und wie einen Brand aus dem Feuer errettete. Ja, wunderbar ist das Tun des Gottes aller Gnade. Er weiß einen jeden der kostbaren Steine zu finden, die einen Platz in dem Gebäude haben sollen, von welchem Christus Grund- und Eckstein ist. Ob zu Lande oder zu Wasser, ob mit oder ohne vermittelnde Werkzeuge — Er kann und wird alle die zu sich ziehen, welche dienen sollen „zum Preise der Herrlichkeit Seiner Gnade“.

„Das Wort ist gewiß und aller Annahme wert, daß Christus Jesus in die Welt gekommen ist, Sünder zu erretten.“ (1. Tim. 1, 15.)

Großer Heiland der Verlorenen!
 Wer jetzt gläubig dir vertraut,
 Der wird nimmermehr zu Schanden,
 Hat auf Felsengrund gebaut.



„Ich werde meinen Ring in deine Nase legen und mein Gebiß in deine Lippen.“

(2. Kön 19, 28.)

Es ist von ungläubiger Seite oft die angebliche Grausamkeit betont worden, mit der das Volk Israel einst auf Jehovas Geheiß die Völker ausrottete, deren Länder es in Besitz nahm, und man hat nicht gesäumt, Gott dieserhalb zu schmähen und Seine Liebe und Sein göttliches Erbarmen in Frage zu stellen. Gott schweigt zu solchen Ausfällen des törichten und blinden Menschen. Aber andere Zeugen sind aufgestanden, um die Gerechtigkeit und Unantastbarkeit des Gerichts Gottes darzutun. Die Steine haben geschrien. Man hat zahlreiche steinerne Dokumente babylonischer und assyrischer Herkunft gefunden. Die Ruinenfelder ehemaliger Städte haben angefangen, Bericht zu erstatten. Man hat in ihnen gebrannte Täfelchen und Cylinder mit Inschriften und Bildern entdeckt, die uns einen tiefen Blick tun lassen in das Leben und Treiben jener dahingegangenen Geschlechter. Was da zutage gefördert worden ist, wirft ein grelles Licht auf die bösen Gewohnheiten und schrecklichen Sitten jener Zeit. Da sind Dinge offenbar geworden, zu grausig, um sie zu erzählen, Dinge, welche die Gerichte Jehovas, die jene Völker trafen, mehr als genügend rechtfertigen.

Eins der Völker, auf denen die richtende Hand Gottes in Sonderheit ruhte, und dessen Gericht

auch heute noch nicht abgeschlossen ist, war das assyrische. Über dieses Volk geben uns manche der erwähnten Tafelchen Aufschluß.

Ich möchte heute nur ein Ereignis herausnehmen, und zwar in Verbindung mit unserer Überschrift. Die darin angeführten Worte sind in der Antwort enthalten, welche Gott dem König Hiskia auf den hochmütigen, anmaßenden Drohbrief des assyrischen Königs Sanherib, bezw. dessen Stellvertreters, erteilte.

Sanherib, dessen Freude es war, blühende Städte in Trümmerhaufen zu verwandeln, war auch gegen Juda gezogen, „wider alle festen Städte“, wie es in 2. Kön. 18, 13 heißt, und hatte sie eingenommen. Viele Israeliten wurden in die Gefangenschaft geschleppt, ein Los, schlimmer als der Tod. Weder Alter noch Geschlecht schützte vor Grausamkeiten und Erniedrigungen. Eine dieser Erniedrigungen, denen besonders Könige und Heerführer unterworfen wurden, bestand darin, daß man den Gefangenen Haken und Ringe durch Nase oder Lippe trieb und sie dann an Seilen, die an den Haken oder Ringen befestigt waren, vor den König schleppte. Auf einem der erwähnten Tafelchen sieht man drei solcher bedauernswerten Männer. Einer kniet vor dem Manne, der das Seil, an dem sie miteinander geführt werden, in der Hand hält, und fleht mit erhobenen Händen um Gnade. Aber erbarmungslos zückt der Machthaber seinen Speer gerade auf das Auge des flehend zu ihm Emporblickenden.

König Hiskia, dessen Glaube angesichts der wider ihn heranziehenden furchtbaren Macht ins

Banken geriet, versuchte, einen Ausgleich mit dem Affyrer herbeizuführen. „Ich habe gefehlt“, so ließ er ihm sagen, „lehre um von mir; was du mir auferlegen wirst, will ich tragen.“ Dreihundert Talente Silber und dreißig Talente Gold, etwa sechs Millionen Mark nach unserer Währung, wurden ihm daraufhin auferlegt. Hiskia nahm „alles Silber, das in dem Hause Jehovas und in den Schätzen des Königshauses sich vorfand“, er brach sogar das Gold von den Türflügeln und Pfosten des Tempels ab und sandte es an Sanherib; aber der einzige Erfolg war, daß dieser seinen Kriegszug gegen Hiskia mit verdoppelter Kraft fortsetzte. Aller Hilfsmittel beraubt, tat Hiskia jetzt, was er längst hätte tun sollen: er wandte sich an Jehova, ging in Seinen Tempel und trug in dringendem Flehen Gott Seine Not vor. Die Antwort ließ nicht auf sich warten. Sie lautete, ungeachtet des Mangels an Vertrauen, den Hiskia bekundet hatte, überaus gnädig. Durch den Propheten Jesaja ließ Gott ihm Erlösung und Rettung, und dem frechen Eindringling und Gotteslästerer das Gericht ankündigen: „Wegen deines Tobens wider mich, und weil dein Übermut in meine Ohren heraufgekommen ist, werde ich meinen Ring in deine Nase legen und mein Gebiß in deine Lippen, und werde dich zurückführen auf dem Wege, auf welchem du gekommen bist!“

Genau dasselbe Los sollte den hochmütigen König treffen, das er so oft seinen wehrlosen Gefangenen bereitet hatte. Dieselbe Schmach, dieselbe Erniedrigung sollte ihm zuteil werden. Noch in derselben Nacht schlug der Engel Jehovas in

dem Lager der Affyrer 185 000 Mann. Beschämt mußte Sanherib in sein Land und seine Stadt Ninive zurückkehren. Dort fand er bald durch die Hand seiner eigenen Söhne ein ruhmloses Ende.

So erweisen sich Gottes Wege stets als gerecht. Er vergilt dem Gottlosen nach seinem Tun. Einzelne Menschen wie ganze Völker müssen ernten was sie gesäet haben, früher oder später. Ja, ein Gericht ohne Barmherzigkeit wird alle die treffen, welche Gottes Gnade verachten und in der Bosheit ihrer Herzen sich gegen Ihn auflehnen.

Eine königliche Antwort.

Der berühmte Töpfer Balissy, der im Jahre 1587 seines Glaubens wegen ins Gefängnis geworfen wurde, brachte die letzten Jahre seines Lebens in der Bastille, dem damaligen berüchtigten Staatsgefängnis von Paris, zu. Der König von Frankreich, Heinrich III., hatte den schlimmen Ratschlägen der katholischen Guisenpartei nachgegeben und ein Edikt erlassen, das alle, die sich zum evangelischen Glauben bekannten, zum Tode verurteilte. Diesem Edikt zufolge wurde Balissy in die Bastille gebracht, und dort besuchte ihn der König und suchte ihn zu bestimmen, die neue Religion zu verlassen. Der König sagte dem Kunsttöpfer, er würde gezwungen sein, ihn und seine Mitgefangenen, zwei junge Mädchen, zum Tode zu verurteilen, wenn sie nicht widerriefen. Balissy gab dem Monarchen folgende charakteristische Antwort: „Sire! Sie haben ver-

schiedene Male gesagt, daß Sie Mitleid mit mir hätten. Aber es ist gerade umgekehrt; ich bin es, der Mitleid mit Ihnen fühlt, der Sie gesagt haben: „Ich bin gezwungen“. Das ist nicht die Sprache eines wahren Königs. Diese Mädchen hier und ich, die wir Anteil am Königreich des Himmels haben, können Sie lehren, wie man wahrhaft königlich spricht. Weder die Guisen, noch alle ihre Leute, noch Sie selbst können einen Töpfer zwingen, aus Ton gemachte Bilder anzubeten.“

Vom Gebet.

„Das inbrünstige Gebet eines Gerechten vermag viel“ (Jak. 5, 16.)

Das Gebet ist eine Himmelsleiter; hinaufsteigt die Bitte, herabsteigt Gottes Erbarmen. (Augustin.)

Das Gebet ist das Schiff, welches die reichste Ladung heimbringt, und der Ackerboden, welcher die reichste Frucht trägt. (Spurgeon.)

Das Gebet ist ein tiefer See, in welchen man alle Sorgen werfen kann. (Tholuck.)

Das Gebet ist ein Schild der Seele und eine Geißel für den Satan. (Bunyan.)

Das Streiten der Herren Theologen über Gebetserhörnung, ob sie stattfindet oder nicht, ist nur ärgerlich und hat viel geschadet. Es ist eine Sache der Erfahrung, wie überhaupt das ganze Christentum; man denkt sich nicht hinein, man muß sich hineinleben. Kann hier irgend ein Mensch die Grenzen bestimmen, bis wie weit der göttliche Einfluß geht? (Friedrich Wilhelm III.)



„Harre auf Gott!“



Ein junger Christ machte eine Reise. Da er seinen Herrn liebte, bat er Ihn um eine Gelegenheit, dem einen oder anderen der Mitreisenden ein Zeugnis sein zu dürfen. Er saß allein in seinem Abteil; viele Leute gingen vorüber, aber erst kurz vor Abgang des Zuges stieg ein etwa dreißigjähriger Herr ein und setzte sich still an das andere Fenster. Unser junger Freund hatte den Eindruck, daß die Begegnung keine zufällige sei. In dieser Überzeugung zog er seine Bibel aus der Tasche und rückte dem anderen etwas näher. Wie erstaunte er aber, als er gewahrte, daß sein Mitreisender sich auch schon über eine Bibel gebeugt hatte! Er sagte zunächst nichts. Plötzlich aber stand der Fremde auf, schaute unserem Freunde offen in die Augen und fragte ernst:

„Können Sie mir sagen, wie man errettet werden kann?“

Einen Augenblick sah unser Freund den Fragesteller überrascht an. Es kommt ja nicht oft vor,

daß diese Frage so unvermittelt von einem Fremden gestellt wird. Dann erwiderte er:

„Auf Grund des Wortes Gottes kann ich Ihnen sagen, daß jeder, „der da will“, ewiges Leben haben kann durch den Glauben an den Herrn Jesus Christus, den eingeborenen Sohn Gottes.“

„Danach wäre die Errettung ja eine sehr einfache Sache. Wie kommt es denn, daß so wenige Menschen sie zu besitzen scheinen?“

„Dafür gibt es allerlei Gründe; das eigentliche Hindernis ist wohl unser natürlicher Stolz. Wir sind hochmütig und wollen unabhängig sein von Gott. Wir ziehen deshalb die Lüge Satans der Wahrheit Gottes vor. Gott bietet aber das ewige Leben nicht stolzen, selbstgerechten Menschen an, sondern Sündern. Ich muß daher als ein Sünder zu Ihm kommen, als ein Mensch, der nichts als Gericht verdient. Nur so kann Er mich segnen, und nur so kann ich erfassen, daß Gott die Welt also geliebt hat, „daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“.“
(Joh. 3, 16.)

Der Fremde erwiderte nichts, er schien mit den Ausführungen einverstanden zu sein. Nach einer Weile begann er aufs neue:

„Jetzt habe ich noch eine Frage. Wenn ich nun so, wie Sie es soeben dargelegt haben, an den Herrn Jesus glaube, wie kann ich dann wissen, daß ich ewiges Leben wirklich besitze und errettet bin?“

„Wiederum durch den einfältigen Glauben an das, was Gott in Seinem Worte sagt. In Joh. 5, 24

ruft uns der Herr Jesus zu: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort hört und glaubt Dem, der mich gesandt hat, hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern er ist aus dem Tode in das Leben übergegangen“. Auch in dem letzten Verse des 3. Kapitels heißt es: „Wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben usw.“ Und in 1. Joh. 5 läßt Gott uns durch Seinen Apostel sagen: „Dies habe ich euch geschrieben, auf daß ihr wisset, daß ihr ewiges Leben habt, die ihr glaubet an den Namen des Sohnes Gottes“ (B. 13.)

Während der Unterhaltung war es unserem Freunde immer klarer geworden, daß er in dem anderen ein Kind Gottes vor sich habe, das seine Fragen nur zu dem Zweck an ihn stellte, um eine Bestätigung des selbst als richtig Erkannten zu empfangen. Auf eine dahin zielende Frage erhielt er denn auch eine bejahende Antwort. Zugleich bat ihn der Fremde, ihm seine Bekehrungsgeschichte erzählen zu dürfen. Diese lautete folgendermaßen:

„Ich hatte schon oft über Gott und die Ewigkeit nachgedacht. In einer Nacht aber drängten sich mir diese Dinge mit solch überwältigender Kraft auf, daß ich mich schlaflos auf meinem Lager hin und her wälzte. Gottes Heiligkeit und das kommende Gericht standen vor meiner Seele, und ich vermochte kein Auge zu schließen. Je länger ich nachsann, desto schrecklicher erschien es mir, Gott begegnen zu müssen. Umsonst versuchte ich mir Gottes Barmherzigkeit vorzustellen. Gar bald nahmen die vorherigen furchtbaren Gedanken mein ganzes Denken wieder gefangen. So verging die Nacht, und so

vergingen mehrere Tage. Wo ich ging und stand, verfolgte mich der Gedanke: Du mußt einmal einem heiligen und gerechten Gott begegnen.

„O wie habe ich in jenen Tagen gebetet! Ein heißes Verlangen brannte in mir, Gottes Zorn durch gute Vorsätze und eifrige Bemühungen zu einem heiligen Leben zu besänftigen. Oft öffnete ich zitternd meine Bibel. Ich las aber nicht, aus Angst, mein Verdammungsurteil bestätigt zu finden. Begann ich nämlich zu lesen, und ich las meist im Alten Testament, das Gottes Heiligkeit so besonders betont, so schien mir jedes Wort zuzurufen, daß ich bald auf ewig verloren sein würde.

„Da es mir trotz meiner Gebete und religiösen Übungen immer jämmerlicher zumute wurde, beschloß ich, einen Prediger aufzusuchen; bei ihm hoffte ich endlich Hilfe und Anweisung zu erhalten, wie ich Frieden mit Gott erlangen könnte. Möglichst eingehend erzählte ich dem Manne meine Geschichte. In aufmunterndem Tone erwiderte er, ich solle mich dieser Dinge wegen nicht beunruhigen, sondern meine Bibel lesen, meine Gebete verrichten, regelmäßig die Kirche besuchen, ein ehrbares und nüchternes Leben führen; alles Übrige dürfe ich dann getrost Gott überlassen. Am Ende würde dann schon alles in Ordnung kommen. — Daß mich diese Auskunft wenig befriedigte, brauche ich nicht zu sagen. Alles das hatte ich ja längst ohne irgendwelche Erfolge versucht. Ich hielt mit meiner Meinung auch nicht zurück. Da maß er mich mit einem höchst mißtrauischen Blick, als wenn er an meinem gesunden Menschenverstand zweifle, und sagte, er könne mir weiter nichts antworten.

„Bitter enttäuscht durch die Erfolglosigkeit meines Schrittes überließ ich mich der Verzweiflung. Mehr und mehr kam ich zu der Überzeugung, daß mir nicht zu helfen sei. Die beständige schreckliche Seelenangst, die den Schlaf verscheuchte und mir jede Eßlust benahm, begann so sehr an meinem Körper zu zehren, daß die Ärzte mir schließlich das Lesen verboten. Aber was nützte dieses Verbot? Dadurch merkte ich erst recht, daß ich lesen mußte. Ganze Nächte verbrachte ich mit dem Sinnen über Gottes Wort.

„Auf die Dauer war mein Körper diesen Stürmen nicht gewachsen. Ein völliger Zusammenbruch war die Folge. Man brachte mich in ein Krankenhaus. Doch was konnten mir alle ärztlichen Bemühungen um meinen Leib helfen? Die Seele wurde dadurch nicht erreicht. Meine Kräfte nahmen derart schnell ab, daß die Ärzte an mein baldiges Ende glaubten. Doch je schwächer mein Leib wurde, umso größer wurde die Angst meiner Seele. Ich fühlte, wenn dieser Zustand sich nicht bald änderte, mußte ich den Verstand verlieren, wenn nicht der Tod noch vorher allem ein Ende machte. Und was dann? Mit Entsetzen sah ich dem furchtbaren Schmitter entgegen. Wenn der Arzt die Kunde machte, lauschte ich atemlos, ob er etwas über mein Schicksal sagen würde. Eines Tages hörte ich ihn vor sich hin murmeln: „Noch ein paar Stunden“. Wie ich später vernahm, hatte er nicht erwartet, mich nochmals lebend anzutreffen. Seine ganze ärztliche Geschicklichkeit war durch mein Leiden, dessen Ursache er nicht zu ergründen vermochte, zuschanden gemacht geworden.

„Als der Arzt fortgegangen war, begannen Stunden für mich, die ich als die schrecklichsten meines ganzen Lebens bezeichnen muß. Ich fühlte deutlich, wie jeder Atemzug mich tiefer hinabsinken ließ in den unergründlichen Abgrund. Ja, ich mußte sterben, und dann! — o dann kam das Gericht, das schreckliche Gericht, angesichts dessen mir alles, was ich je zur Erlangung der Seligkeit getan hatte, so unsäglich leer und nichtig erschien.“

„Zitternd in unbeschreiblicher Angst, umklammerte ich die Seitenstücke des eisernen Bettes, in dem ich lag. Ruhelos wanderten meine Augen durchs Zimmer, bis sie plötzlich an einem Wandspruch haften blieben, der in dem Gemach hing. Ob ich die Worte vorher überhaupt noch nicht gelesen hatte, weiß ich nicht. Jedenfalls hatte ich ihnen bisher keine Aufmerksamkeit geschenkt. Jetzt aber nahmen sie mein ganzes Denken gefangen. Es war der 5. Vers aus Psalm 42. Langsam las ich: „Was beugst du dich nieder, meine Seele, und bist unruhig in mir? Harre auf Gott!“ Ich schloß meine Augen, aber es war, als ob die Worte wie Feuer in mein Gehirn hineingebrannt worden wären. „Harre auf Gott!“

Was, auf Gott sollte ich harren, dem zu begegnen ich mehr fürchtete als alles, in dessen Augen ich nichts war als ein schmutziger, elender Sünder? Auf Ihn sollte ich harren? Ich öffnete die Augen wieder. Ja, da stand es, deutlich und klar: „Harre auf Gott! Denn ich werde Ihn noch preisen für das Heil Seines Angesichts“.

„Unmöglich könnte ich Worte finden, um das Übermaß der Bewunderung und Freude zu schildern,

das mit einemmal mein armes, verzweifelndes Herz erfüllte. Wieder und wieder las ich den letzten Satz, und jedesmal wurde es mir klarer, daß Gott selbst zu meiner Seele redete. Und obwohl ich nur diese wenigen Worte hatte, war ich doch überzeugt, daß es ein Wort für mich war, ein Wort von Gott. Ich klammerte mich daran, klammerte mich an Gott selbst, in dem festen Bewußtsein, daß Er mich erretten und daß Er mir noch Gelegenheit geben werde, Ihn in diesem Leben zu preisen. Ein wenig später fiel ich in einen tiefen Schlaf, aus dem ich zwar noch sehr schwach aber doch erfrischt aufwachte. Vor allem war meine Seele still und ruhig im Vertrauen auf das Wort, das da drüben an der Wand hing. In unglaublich kurzer Zeit war ich so weit wiederhergestellt, daß ich das Krankenhaus verlassen konnte, zur nicht geringen Verwunderung von Ärzten, Freunden und Bekannten. Was aber weit wichtiger war als das: ich hatte weitere Blicke in Gottes Wort tun und die Tatsache erfassen dürfen, daß der Sohn Gottes alle meine Sünden am Fluchholze getragen hatte. Seitdem befinde ich mich in Seiner Schule. Gott unterweist mich durch Sein Wort, und ich habe gefunden, daß nur die Schrift das geeignete Mittel ist, um mir den Frieden und die Freude über meine Errettung zu erhalten. Ich bin noch nicht lange auf diesem gesegneten Wege, aber jeder Tag gibt mir neues Vertrauen, und so vermag ich jetzt „Gott für Sein Heil zu preisen.“

Der Zug hielt. Die beiden Reisenden mußten Abschied nehmen, da sie nach verschiedenen Richtun-

gen weiter führen. Sie schieden mit einem frohen:
 „Auf Wiedersehen hier oder droben!“

Was hast du zu der Geschichte jenes Unbekannten zu sagen, mein lieber Leser? Ist es dir auch schon so ernst um dein Seelenheil gewesen wie ihm? Wer sucht, der findet. Wer ernstlich wünscht, errettet zu werden, der wird seine Zuflucht nicht umsonst zu Jesu nehmen, zu Ihm, der einst sprach: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“. Er ist Derselbe gestern und heute und in Ewigkeit, und Sein Wort steht unerschütterlich fest. Wehe aber allen denen, die Gottes große Errettung vernachlässigen! Für sie ist der Feuersee bereit, in den jener Fremde mit seiner Todesangst zu versinken meinte, und aus dem es kein Entrinnen mehr gibt. „Wenn jemand nicht geschrieben gefunden wurde in dem Buche des Lebens, so wurde er in den Feuersee geworfen!“ (Offbg. 20, 15.)

Mein Freund! bedenke, was für dich auf dem Spiele steht, und triff deine Wahl! Ergreife das Leben, ehe es für ewig zu spät ist!

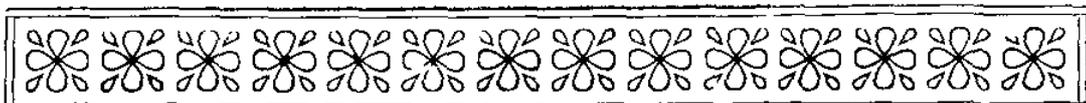
„Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen.“

(Joh. 6, 37.)

K. war ein noch junger, aber gesuchter Bergführer. Schon viele der Schweizer Bergriesen hatte er bestiegen, und wer sich seiner Führung anvertraute, durfte sicher sein, daß alles, was in menschlicher Macht stand, zu seiner Be-



Beim Aufstieg.



wahrung und zur glücklichen Durchführung der Reise geschah. So war sein Name rasch bekannt geworden, und R. war nicht wenig stolz darauf.

Jahre vergingen. Als ich bei einem Sommeraufenthalt in der Schweiz von R. hörte, war er ein im kräftigsten Alter stehender Mann, aber — das Besteigen der Berge hatte er aufgeben müssen. Eine tückische Krankheit hatte ihn aufs Lager geworfen. Wahrscheinlich hatte er sie sich durch einen an und für sich nicht gefährlichen Sturz in den Bergen zugezogen.

Ich hätte den Kranken gern einmal besucht, um mit ihm über das Heil seiner Seele zu reden, aber der mir von ihm erzählte sagte mir: „Es hat keinen Zweck, ihn zu besuchen. Ich habe es selbst wiederholt versucht, aber er läßt niemand zu sich. Seine Mutter, eine christliche Frau, hat alles aufgeboten, um ihn zu einer anderen Gesinnung zu bringen, weil sie in großer Sorge um ihn ist, aber er hat alle ihre Vorstellungen schroff abgewiesen. Er will einmal nichts von Gott und Gotteswort wissen.“

Trotzdem begab ich mich am nächsten Tage zu der Wohnung des Kranken. Die Mutter empfing mich freundlich, sagte mir aber, sie dürfe ihrem Sohne nichts von mir und dem Zweck meines Besuchs sagen; die bloße Erwähnung des Namens Jesu mache ihn schon böse.

„Sagen Sie es ihm dennoch“, bat ich und ging fort.

Am folgenden Tage ging ich wieder hin; ein unwiderstehlicher Trieb zwang mich, meine Versuche fortzusetzen. Die Mutter hatte dem Kranken meinen

Brufß bestellt, aber er war sehr ärgerlich geworden. Tag für Tag wanderte ich zu R.'s Haus, in der gewissen Hoffnung, daß der Herr mir endlich die Tür öffnen werde. Und siehe da, eines Tages sagte der Kranke zu seiner Mutter: „Was mag Herrn D. veranlassen, immer und immer wieder zu kommen? Er muß doch einen besonderen Zweck haben. Wenn er morgen wiederkommt, führe ihn zu mir.“

So kam ich zu R. — Es war ein schönes, männliches Antlitz, das ich vor mir sah, aber es trug bereits die deutlichen Spuren des nahenden Todes, zugleich aber auch einen harten, bitteren Ausdruck, der mich mit aufrichtigem Mitleid erfüllte.

Als ich den Kranken nach kurzer Einleitung bat, doch an das Heil seiner unsterblichen Seele zu denken und zu Jesu zu kommen, rief er mit erschreckender Heftigkeit:

„Was? Ich soll jetzt zu Jesu kommen? Niemals werde ich etwas so Erbärmliches tun. Ich bin in den Tagen meines Glückes und meiner Gesundheit nicht zu Ihm gekommen, als ich Ihm noch etwas zu opfern hatte, habe mich vielmehr so fern wie möglich von Ihm gehalten, und jetzt sollte ich zu Ihm kommen, wo dieser elende Leib nur noch einige Tage zu leben hat? Nein, so etwas Erbärmliches werde ich nicht tun! Niemermehr!“

„Aber, mein lieber Freund“, wandte ich ein, nachdem er sich ein wenig beruhigt hatte, „Sie reden nicht verständig. Der Herr Jesus läßt Sie nicht deshalb einladen, zu Ihm zu kommen, weil Sie Ihm etwas zu geben haben oder für Ihn tun können. Es ist Gnade von Anfang bis zu Ende.“

Gerade Ihre Armut und Ihr Elend machen Sie für Ihn passend. O kommen Sie doch zu Dem, der gesagt hat: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“! Kommen Sie und machen Sie die Probe, ob Er wirklich meint was Er sagt!“

A. wiederholte die Worte langsam und nachdenklich, während ich das Zimmer verließ.

Armer A.! Es war ein harter, schwerer Kampf, den er, wie so mancher vor ihm, durchkämpfen mußte. Ein „Kindelein“ zu werden und in einfältigem Glauben zu Jesu zu kommen, um Heil und Leben zu finden, nicht weil er es verdient oder etwas dafür zu geben hatte, sondern weil Jesus Frieden gemacht hat durch das Blut Seines Kreuzes — das war eine Pille, so bitter, wie er noch nie eine geschmeckt hatte.

Ich fuhr fort, ihn zu besuchen. Ich sprach nicht viel mit ihm, aber in dem Gefühl, daß der Himmel nicht vollständig sein würde ohne diesen armen, sterbenden Sünder, hielt ich ihm immer wieder das Wort vor: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“.

Die Wochen verrannen, der Tag meiner Abreise rückte heran, und noch immer war in dem Zustand des Kranken keine Änderung eingetreten. Seine körperlichen Kräfte schwanden sichtlich dahin, aber obwohl er meine Besuche jetzt offenbar gern sah, blieb es doch im übrigen beim Alten.

Eines Morgens betrat ich noch einmal das mir so wohlbekannte Haus und klopfte an die Tür des Krankenzimmers. Ein lautes, freudiges „Herein!“, wie ich es noch nicht gehört hatte, ertönte, und als ich die Tür öffnete, richtete sich der Kranke mit

ungeahnter Kraft in seinem Bett auf und rief mir mit einer Stimme und einem Ausdruck, die ich nie vergessen werde, die Worte entgegen: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen!“

Wir lesen in Luk. 15, 10: „Also, sage ich euch, ist Freude vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße tut“. Wunderbare Worte! Es ist Gott, der sich freut, und die Engel sind Zeugen dieser Freude und freuen sich mit.

N.'s Heimgang war äußerst friedlich. Er hatte das Wort des Heilandes im Glauben angenommen, war zu Ihm gekommen und war nicht hinausgestoßen worden.

Es ist furchtbar.

Es ist furchtbar, in die Hände des lebendigen „Gottes zu fallen!“ (Hebr. 10, 31.) — Der Apostel Paulus beweist in dem 1. Kapitel des Briefes an die Römer, daß auch die Heiden schuldig und dem Gericht Gottes verfallen sind. Sie besitzen nicht nur das Zeugnis der Schöpfung und haben die Erkenntnis Gottes, die sie einst besaßen, aufgegeben und in törichtem Eigenwillen den Götzendienst dafür gewählt, sondern sie üben auch das Böse, das sie als solches erkennen, mit Bier aus und haben Wohlgefallen an denen, die es tun. Ja, sie betäuben die Stimme ihres Gewissens, das sie entschuldigt oder anklagt, und folgen den Lüsten und Begierden ihres Herzens. (Röm. 1, 18. 32; 2, 15.)

Wenn aber nun Gott die armen, verfinsterten Heiden mit Recht verurteilt und Seinen Zorn über sie ausgießen muß, welcher Strafe wird dann ein Mensch wert geachtet werden, der den Namen „Christ“ trägt und doch ohne Christum dahinlebt! Der die ernstesten Warnungen des Wortes Gottes in den Wind schlägt und die Gnade verachtet, die jedem Sünder Heil bringen will!

Gott redet heute mit den Menschen in Gnade, und die Gnade verachten heißt deshalb Gottes Herz verachten. Eine größere Sünde kann es kaum geben als diese, die Liebe Gottes zu verwerfen. Wer das Gesetz Moses verwarf, starb ohne Barmherzigkeit auf die Aussage von zwei oder drei Zeugen; aber was wird aus dem werden, der die Gnade verachtet und den Sohn Gottes mit Füßen tritt! Gott hat Seinen Sohn gesandt, damit Er für Sünder sterbe. Wenn nun jemand, anstatt an den Sohn Gottes zu glauben und die Sünden zu bereuen, welche das Blut des gekreuzigten Heilandes gekostet haben, dem Herrn den Rücken wendet und dieses Blut für gemein achtet, was anders könnte sein Teil sein als „ein gewisses, furchtvolles Erwarten des Gerichts und der Eifer eines Feuers, das die Widersacher verschlingen wird“?! (Hebr. 10, 27.)

Satan mag durch seine Werkzeuge verkündigen lassen, es gebe noch eine Hoffnung nach dem Tode, oder alle, die nicht an den Herrn Jesus glauben, würden dereinst vernichtet werden; und das beunruhigte Gewissen eines Menschen mag sich durch solche Lügenpredigt einschläfern und beruhigen lassen, aber das ändert nichts an der Zukunft des unbuß-

fertigen Sünder. Sie bleibt genau so sicher wie furchtbar. Hier gibt es keinen Mittelweg. Entweder ist ein Mensch für Christum oder gegen Ihn. Gleichgültigkeit oder Neutralität rechnet Gott für Feindseligkeit. Die Menschen mögen reden von der Barmherzigkeit und Güte Gottes, aber diese Barmherzigkeit ist jetzt für sie da, nicht mehr in der Ewigkeit. Heute, heute! so heißt es immer wieder. Im Jenseits steht kein Kreuz mehr. Es hat hier gestanden, auf dieser Erde, in dieser Zeit. Es gibt kein weiteres Opfer mehr, kein zweites Veröhnungswort, keine neuen Bedingungen der Gnade und Vergebung. Wer hier die Zeit der Gnade versäumt, für den gibt es dort kein Opfer mehr für die Sünde.

Wie „furchtbar“ ist deshalb die Zukunft des Namenchristen! Seine Verantwortlichkeit ist unendlich größer und schwerer als die der Heiden. Den Bewohnern von Sodom und Gomorra wird es am Tage des Gerichts „erträglicher ergehen“ als den Menschen, die Gottes Gnade gekannt, aber den Geist der Gnade verachtet haben und nun in die Hände des lebendigen Gottes fallen. O bedenke es, mein lieber unbekehrter Leser! Bedenke, was zu deinem Frieden dient!

Sage mir, was hindert dich, zu Christo zu kommen? Was hält dich zurück, Ernst zu machen und das Heil deiner unsterblichen Seele zu suchen? Sind es deine Freunde? Sie werden sterben. Ist es dein Hab und Gut? Nicht einen Pfennig kannst du mitnehmen in die Ewigkeit. Sind es die Vergnügungen dieser Welt? Sie werden mit der Welt vergehen. Dieses „für den Augenblick“ Leben,

dieses Leben ohne Gott und ohne Hoffnung wird einmal zu einem plötzlichen und furchtbaren Abschluß kommen. Wie bitter werden dann alle die ihr Tun bereuen, die um einer kurzen Freundschaft, um einer Tasche voll Gold oder einer flüchtigen Freude willen ihr ewiges Glück verscherzt haben!

Wache auf, mein Leser! Laß dich nicht länger aufhalten, zu Jesu zu kommen! Eile zu Ihm! Laß es dir noch einmal sagen: „Es ist furchtbar, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen“, furchtbar, an der geöffneten Tür des Himmels vorbeizugehen und in den Abgrund zu stürzen, der bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln.

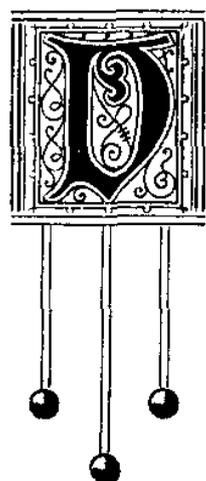
Spötter.

„In den letzten Tagen werden Spötter mit Spöttelei kommen, die nach ihren eigenen Lüsten wandeln und sagen: Wo ist die Verheißung Seiner Ankunft? Denn seitdem die Väter entschlafen sind, bleibt alles so von Anfang der Schöpfung an.“ (2. Petr. 3, 3. 4.)

„Darum höret das Wort Jehovas, ihr Spötter: Ihr sprecht: Wir haben einen Bund mit dem Tode geschlossen, einen Vertrag mit dem Scheol gemacht. . . Euer Bund mit dem Tode wird zunichte werden, und euer Vertrag mit dem Scheol nicht bestehen. . . Denn das Bett ist zu kurz, um sich auszustrecken, und die Decke zu schmal, um sich einzuhüllen.“ (Jes. 28, 14—20.)



Das Seil von oben.



Vor Jahren, so erzählt ein Arzt, hatte ich in frühester Morgenstunde in der Stadt zu tun. Ich schritt durch eine der Hauptstraßen, als ich plötzlich überall Leute auftauchen und in der gleichen Richtung forteilen sah. Ich hatte nicht nötig, mich nach dem Grunde dieser Aufregung zu erkundigen, denn gerade machte die Straße eine Biegung und gab den Blick frei auf ein hohes, in Flammen stehendes Gebäude, vor welchem sich bereits eine große Menschenmenge angesammelt hatte.

Beim Näherkommen bemerkte ich, daß weder Feuerspritze und Feuerleiter, noch ein einziger Feuerwehrmann zur Stelle war. Meine Bestürzung wurde zu jähem Schrecken beim Anblick zweier weiblicher Wesen, offenbar Mutter und Tochter, die um Hilfe schreiend am offenen Fenster eines der oberen Stockwerke des Hauses standen. Ihre mangelhafte Bekleidung sowie die aufgelösten Haare bekundeten, daß sie durch den furchtbaren Ruf

„Feuer!“ aus dem Schlafe geweckt worden waren und keine Möglichkeit mehr gesehen hatten, durch das mit dichtem Rauch gefüllte Haus, über die in Flammen gehüllte Treppe hinab, den Weg ins Freie zu gewinnen.

Es war ein erschütternder Anblick, die beiden Frauen, die da händeringend und unaufhörlich schrille Hilferufe ausstoßend am Fenster standen! Obwohl man die Feuerwehr benachrichtigt hatte, war noch immer nichts von ihr zu sehen. Das Feuerlöschwesen war damals noch nicht so gut eingerichtet wie heute. In solcher Lage erscheint jede Minute wie eine Stunde.

In der Tat, es war ergreifend, die beiden Frauen da nebeneinander zu sehen, in ihrer gänzlichen Hilflosigkeit, während die Flammen ihrer Todesangst zu spotten schienen und mit gierigen Zungen von dem unmittelbar darunter gelegenen Fenster zu dem ihrigen hinaufleckten. Sie schienen nur darauf zu warten, ihre unglücklichen Opfer verschlingen oder dem Erstickungstode übergeben zu können. Es wehte ein frischer Wind. Das schneeweiße Haar der alten Mutter flatterte in der Luft, in unheimlichem Gegensatz zu dem schwarzen Rauch und den roten Flammen rings um sie her.

In diesem Augenblick ertönte aus der untenstehenden Menge ein jubelnder Ruf. Mehrere Hände wiesen nach oben, auf das Dach zu. Ich blickte hin und sah zwei Arbeiter, denen es gelungen war, vom Nachbardach aus auf das Dach des brennenden Hauses zu gelangen. Sie hatten ein langes, aber nicht gerade allzusehr ausgehendes Seil bei sich. Dieses an dem Schornstein, der sich glücklicherweise

gerade oberhalb der beiden Frauen befand, zu befestigen, war das Werk einiger Minuten. Dann ließen sie das Seil über das Dachgesims hinab nach unten gleiten, so daß es gerade vor den zwei Frauen hing. Ein lautes Hurra dankte den wackeren Leuten, die auf diese Weise einen Rettungsweg bereitet hatten, während zugleich Rufe wie: „Faßt das Seil!“ — „Laßt euch am Seil herunter!“ den Beiden sagten, was sie zu tun hatten. Der Rettungsweg war da, einen anderen gab es nicht, und an den Frauen war es jetzt, ihn zu benutzen.

Die Unglücklichen zögerten auch nicht, das Seil zu ergreifen. Aber jetzt entstand die Frage, wer sich zuerst hinablassen sollte, mit anderen Worten, wer von ihnen Mut und Vertrauen genug hatte, um sich dem anscheinend gebrechlichen Rettungsmittel anzuvertrauen. Von meinem Platz aus konnte ich gut beobachten, wie die beiden Frauen heftig aufeinander einsprachen. Dies dauerte mehrere Minuten, währenddem beständig aus der Menge heraus Zurufe ertönten wie: „Beeilt euch!“ — „Verliert keine Zeit!“ — „Ihr könnt euch ruhig dem Seil anvertrauen!“ usw. Endlich schien die Mutter die Tochter überzeugt zu haben. Sie war stark und schwer, da mochte das Seil sie wohl nicht tragen können, die Tochter dagegen war schlank und mager. Sie durfte das Wagnis schon eher unternehmen. Ich zweifle nicht daran, daß lediglich die Liebe es war, welche die Mutter also handeln ließ.

Die Tochter faßte also das Seil mit beiden Händen und stieg auf die Fensterbank. Die Menge unten hielt den Atem an. Es war ein erschreckender

Anblick, denn das Fenster lag wohl zwölf Meter hoch über der Erde. Noch zögerte das arme Mädchen. Die gähnende Tiefe schien ihr aufs neue den Mut zu nehmen. Endlich aber klammerte sie sich an das Seil; doch immer noch wagte sie es nicht, das Fensterbrett zu verlassen. Da gab ihr die Mutter, gewiß durch die Angst der Liebe dazu getrieben, einen Stoß, und das Mädchen schwebte in der Luft. Jetzt blieb ihr keine andere Wahl mehr. Sie mußte hinab. Schnell, viel zu schnell, rutschte sie nach unten. Ihre Hände begannen zu brennen wie Feuer, und noch ein ziemliches Stück vom Erdboden entfernt, ließ sie das Seil fahren und fiel. Glücklicherweise hatten einige erfahrene starke Männer für diesen Fall Vorsorge getroffen. Sie fiel, aber in ausgebreitete Arme, und erlitt keinerlei Beschädigung. Die Mutter, durch den glücklichen Ausgang ermutigt, vertraute sich jetzt ebenfalls dem Seil an. Durch den Fall ihrer Tochter gewizigt, ließ sie sich langsamer hinab, und bald stand sie, erschöpft zwar, aber völlig unverfehrt, neben der Tochter auf sicherem Boden. Das Seil von oben hatte beiden Rettung gebracht. —

Ich habe oft an diese Begebenheit zurückdenken müssen. Sie schien mir ein treffendes Bild zu sein, sowohl von dem Zustand des Menschen als Sünder, wie auch von dem Handeln Gottes mit ihm in Gnade.

Der Mensch ist durch seinen Fall in die allergefährlichste Lage gekommen. Das bezeugt uns klar Gottes Wort, aus dem ich einige Stellen anführen will: „Alle haben gesündigt und erreichen nicht die Herrlichkeit Gottes“. (Röm. 3, 23.)

„Der Lohn der Sünde ist der Tod.“ (Röm. 6, 23.)
 „Es ist den Menschen gesetzt, einmal zu sterben,
 danach aber das Gericht.“ (Hebr. 9, 27.)
 Tod und Gericht — das sind die beiden Dinge, die
 dem Menschen bevorstehen. Wann und wie wird
 dieses Gericht sein? Johannes, der inspirierte
 Schreiber der Offenbarung, sagt darüber: „Und
 ich sah die Toten, die Großen und die Kleinen,
 vor dem Throne stehen, und Bücher wurden auf-
 getan; und ein anderes Buch ward aufgetan, welches
 das des Lebens ist. Und die Toten wurden gerichtet
 nach dem, was in den Büchern geschrieben war,
 nach ihren Werken . . . Und wenn jemand nicht ge-
 schrieben gefunden wurde in dem Buche des Lebens,
 so wurde er in den Feuersee geworfen.“
 (Offbg. 20, 12. 15.)

Der Feuersee, das ist das Gericht, welches
 jeden Menschen treffen wird, der in seinen Sünden
 stirbt. Und da der Tod jeden Augenblick eintreten
 kann, so ist die Gefahr, in welcher der Mensch sich
 befindet, wahrlich groß. Das Teil eines jeden nicht
 wiedergeborenen Menschen, ob er ehrbar oder un-
 ehrbar gelebt hat, ist „der See, der mit Feuer
 und Schwefel brennt“. (Offbg. 21, 8.) Denn er
 stirbt in seinen Sünden, klein oder groß, und er
 muß vor den heiligen Gott treten, der die Sünde
 nicht sehen kann.

Ich weiß, daß viele Menschen über diese
 Worte der Heiligen Schrift spotten und nichts von
 ihnen wissen wollen. Aber das macht sie nicht
 weniger wahr oder schrecklich. Es macht lediglich
 die Torheit des menschlichen Herzens offenbar,
 welches sich weigert, dem göttlichen Zeugnis über

seinen gegenwärtigen schuldigen und gottlosen Zustand und über das ewige Gericht zu glauben, und das den von Gott in Seiner Gnade bereiteten Heilsweg verachtet.

Die zwei Frauen, von denen ich erzählt habe, waren in jedem Fall in Todesgefahr, ob sie von dem Feuer im Schlaf überrascht wurden, oder ob sie sich über ihren gefährlichen Zustand klar waren. Dein Fall als Sünder dem heiligen Gott gegenüber ist nicht um ein Haar anders, mein lieber Leser. Wenn du auch deine Augen vor der Gefahr verschließen magst, sie ist und bleibt in ihrer ganzen Furchtbarkeit bestehen.

Aber vielleicht unterwirfst du dich dem göttlichen Wort, erkennst deine Schuld- und Sündhaftigkeit und erwartest mit Zittern das „kommende Gericht“. Wohl dir, wenn es also mit dir steht! Denn dann kann dir geholfen werden. Dann steht dir Gottes Heilsweg offen. Er allein kann dich retten. Er hat sozusagen ein Seil von oben herabgelassen, ein Seil, stark und lang genug, um dir in jedem Fall Rettung zu bringen, mag deine Not und Gefahr auch noch so groß sein. Christus heißt der Weg, der dich von der breiten, ins ewige Verderben führenden Straße in den Himmel zu bringen vermag. Willst du dem schrecklichen Lohn deiner Sünde entgehen, so mußt du dich Ihm anvertrauen.

„Faßt das Seil!“ rief die Menge den unglücklichen Frauen zu. „Ergreife Christum!“ rufe ich dir zu. „Dieser ist mein geliebter Sohn; Ihn höret!“ sagt Gott, der Vater. „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. Kommet

her zu mir!" sagt Jesus, der Sohn. „Siehe, das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt wegnimmt . . . Wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben; wer aber dem Sohne nicht glaubt, wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt auf ihm“, sagt Johannes, der Täufer. „Glaube an den Herrn Jesus, und du wirst errettet werden“, sagen die Apostel Paulus und Silas. „Denn es hat ja Christus einmal für Sünden gelitten, der Gerechte für die Ungerechten, auf daß Er uns zu Gott führe“, sagt Petrus, der Fischer. „Hierin ist die Liebe: nicht daß wir Gott geliebt haben, sondern daß Er uns geliebt und Seinen Sohn gesandt hat als eine Sühnung für unsere Sünden“, sagt Johannes, der Evangelist. „Um unserer Übertretungen willen war Er verwundet, um unserer Missetaten willen zerschlagen. Die Strafe zu unserem Frieden lag auf Ihm, und durch Seine Striemen ist uns Heilung geworden“, sagt Jesajas, der Prophet. „Glückselig der Mann, der auf Ihn traut!“ sagt David, der königliche Psalmsänger. Welch eine Wolke von Zeugen, die alle Gottes Gnade und Rettungswert besingen! Jesus ist gekommen, um das Verlorene zu erretten; alles geht von Ihm aus. Und doch wollen so viele sich Ihm nicht anvertrauen!

Teurer Leser! wenn du es noch so machst wie das Mädchen, von dem wir hörten, daß es das Fensterbrett nicht verlassen wollte, wenn Zweifel und Bedenken dich hindern, den Boden aufzugeben, auf dem du stehst, so laß mich dir jetzt einen Stoß geben, der dich in die ausgebreiteten Retterarme des Herrn Jesus wirft.

Du brauchst nicht zu fürchten zu fallen. Er hält dich fest! Das Seil reißt nicht, und nimmer wird Seine Hand, wenn du sie einmal gefaßt hast, dich lassen. Und landen wirst du in Seiner Herrlichkeit. Das ist die Frucht Seines Werkes, das auch für dich auf Golgatha geschehen ist.

Alexander Roussel.

Alexander Roussel wurde im Jahre 1701 zur Zeit der schweren Hugenotten-Verfolgungen in Uzès, einer Stadt im Süden Frankreichs, als Kind wohlhabender Eltern geboren. Er hatte das Vorrecht, von einer frommen Mutter erzogen zu werden. Von seiner frühesten Kindheit an prägte diese ihm ein, wie gesegnet und beehrenswert es sei, sein Leben als ein Gott wohlgefälliges Opfer Christo zu weihen. Sie selbst gab ihm in ihrem Leben ein schönes Beispiel selbstverleugnender christlicher Liebe und Hingebung.

Früh schon verspürte Alexander in sich den Drang, dem leidenden Volke Gottes seiner Tage seine Kräfte zu widmen. Verhältnismäßig noch sehr jung, begann er die Kranken und Sterbenden zu besuchen und ihnen von dem Heilande zu erzählen, der sein eigenes Herz mit Frieden und Freude erfüllt hatte. Die Gefahren, die damit verbunden waren, achtete er nicht. Von Haus zu Haus gehend, las er allen, die zuhören wollten, aus dem Worte Gottes vor.

Die Greuelthaten, deren Zeuge er war und die im Auftrag der Regierung allgemein begangen wurden,

um die Camisarden*)-Bewegung zu unterdrücken, der Anblick der Schafotte und Galgen, die der grausame Intendant von Languedoc, Berville, ringsumher im Lande aufrichten ließ, konnten den jungen Streiter Christi nicht erschrecken noch ihn in seinem Entschluß wankend machen: sein Leben gehörte Dem, der für ihn gestorben war. Im Alter von 23 Jahren wurde er förmlich als Prediger der „Kirche in der Wüste“ anerkannt. So nannten sich die überallhin zerstreuten und verjagten Gläubigen der damaligen Zeit. Drei Jahre lang waltete er seines Amtes in den Cevennen, dem bekannten großen Gebirgszug in Süd-Frankreich, und erduldet Kälte und Hitze, Armut und Not, samt Verfolgungen aller Art, mit Selbstverleugnung und unbeugsamem Mut. Nichts vermochte seine Freude zu schwächen oder seinen Eifer zu lähmen.

Alexander fragte nichts danach, ob er sein Leben unaufhörlich in Gefahr brachte, wenn nur Christus, der ihn in die Gemeinschaft Seiner Leiden berufen hatte, an seinem Leibe hoch erhoben wurde. Er suchte darin seinem großen Vorbilde, dem Apostel Paulus, ähnlich zu werden. (Vergl. Phil. 1, 20.)

Am 10. Oktober 1728 wurde seine eifrige Tätigkeit plötzlich unterbrochen. Durch einen Verräter in die Hände seiner Feinde verkauft, wurde er verhaftet und vor die Obrigkeit in Nîmes geführt.

„An welchen Orten habt Ihr gepredigt?“ fragte man ihn.

„Überall, wo ich eine Gemeinde von Christen gefunden habe“, erwiderte der Gefangene.

„Was ist Euer Wohnort?“

*) So wurden die hugenottischen Bauern der Cevennen genannt wegen der Bluse (camisa), die sie im Kampfe allgemein trugen.

„Das weite Himmelzelt“, lautete die Antwort.

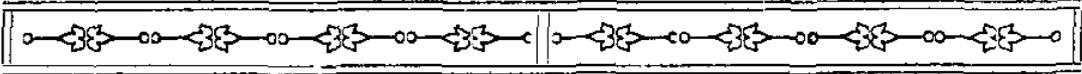
Man brachte ihn daraufhin vor den Intendanten Bernage, der ihn in der Citabelle von Montpellier in einen Kerker warf, wo schon mehrere seiner Gefinnungsgenossen seit längerer Zeit gefangen lagen.

Als Rouffels Mutter von der Gefangennahme ihres geliebten Sohnes hörte, eilte sie erschreckt zu dem Herzog von Uzès, dessen Amme sie einst gewesen war. Unter strömenden Tränen warf sie sich ihm zu Füßen und rief: „Gnade, Gnade für meinen Sohn! Möge die Milch, mit der ich Eure Hoheit getränkt habe, Fürsprache tun für das Blut meines Sohnes!“

Der Herzog entgegnete kühl: „Ich kann nichts für ihn tun. Wäre sein Vergehen ein weltliches, so würde ich alles aufbieten, um ihn zu retten; aber er hat sich gegen die Kirche und Religion vergangen, da will ich mich nicht einmischen. Er muß den anderen protestantischen Predigern als abschreckendes Beispiel dienen. Ich kann ihm nicht helfen, es sei denn daß er widerruft.“

„Das wird er niemals tun“, entgegnete die Mutter fest und verließ das herzogliche Schloß.

Trotz dieser kalten Abfertigung machte der Herzog doch einen Versuch, das Leben des jungen Predigers zu retten, indem er ihm nahe legen ließ, er solle sich wahnsinnig stellen. Aber ein solcher Vorschlag war der Annahme seitens eines Kindes Gottes unwürdig. Rouffel erwiderte dem Abgesandten: „Sagen Sie Seiner Hoheit, dem Herzog, daß ich für seine guten Absichten dankbar sei, aber ich sei nie völliger im Besitz meiner gesunden Sinne gewesen als gerade jetzt, und es sei mir unmöglich, mich zu verstellen und den Wahnsinnigen zu spielen.“



Nach dem vergeblichen Bemühen, des Herzogs Mitgefühl zu erwecken, begab sich Frau Roussel nach der Citadelle von Montpellier. Das Herz des Kerkermeisters war zugänglicher als das des Herzogs. Vor dem ergreifenden Schmerz der Mutter schoben sich die eisernen Riegel zurück, und es wurde ihr eine letzte Unterredung mit ihrem Sohne gewährt. Es war ein erschütterndes Wiedersehen. Ein über das andere Mal rief die arme Mutter, von ihren Gefühlen überwältigt: „Es gibt keine Hoffnung für dich, mein teures Kind! Zu Gott zu beten ist in Frankreich ein Verbrechen, das nicht verziehen werden kann!“ Alexander, dessen Herz im Frieden Gottes ruhte, tröstete sie mit den Worten: „Weine nicht, geliebte Mutter! Zum Tode zu schreiten ist für mich süßer, als zu einem Festmahl zu gehen. Ich sehne mich nach der himmlischen Heimat.“

Die Jesuiten wandten alle ihre Überredungskünste auf, um Roussel zu einem Widerruf seines Glaubens zu bewegen. Seine Antwort auf ihre Vorstellungen lautete: „Ich will das Wort meines Herrn Jesus Christus bewahren. Sterbe ich für Ihn, so gehe ich nur hin, um Ihn mit den Heiligen droben im Lichte zu preisen.“

Sechs Wochen nach seiner Gefangennahme wurde der junge Prediger barfuß und barhäuptig, mit einem Seil um den Hals, zur Richtstätte geführt. Auf dem Wege dahin sang er den 51. und den Schluß des 34. Psalms. Sein glückliches Antlitz bewies, daß auch in dieser ernstesten Stunde die Freude des Herrn seine Stärke war. Nachdem er das Schafott bestiegen hatte, betete er niederknieend die Worte seines Heilandes: „Vater, vergib ihnen; denn sie

wissen nicht, was sie tun“. Dann unterwandt gen Himmel schauend, begann sein Angesicht zu strahlen, wie wenn er, gleich Stephanus, dem ersten Blutzeugen Christi, den Himmel geöffnet gesehen hätte. So ging er triumphierend heim, im Sterben siegend über alle seine Feinde. Die Mutter wurde überreich getröstet. Der Herr selbst verwandelte ihre Trauer in Freude und Lobgesang.

Glaubst du an den Sohn Gottes?

Vor nahezu viertausend Jahren lebte Abraham. Er hatte kein Kind und war ein alter Mann geworden. Aber Gott verhieß ihm einen Sohn und sagte, daß seine Nachkommenschaft so zahlreich werden würde wie die Sterne des Himmels. Das war ein schwer zu glaubendes Wort, aber „Abraham glaubte Gott, und es wurde ihm zur Gerechtigkeit gerechnet“. (Röm. 4, 3.)

Mein Leser! Heute, am Tage der Gnade, spricht Gott zu uns: „Dem aber, der nicht wirkt, sondern an Den glaubt, der den Gottlosen rechtfertigt, wird sein Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet“. (Röm. 4, 5.) Hast du dem Worte Gottes geglaubt?

Vor fast dreitausend Jahren gab es im Osten eine außerordentlich große Stadt, Ninive genannt. Die Bosheit der Bewohner dieser Stadt war so groß, daß sie „vor Gott hinaufstieg“; und Gott sandte den Propheten Jona hin, um wider sie auszurufen, was Er ihm gebieten würde. So machte

Zona sich auf und rief in den Straßen der Stadt:
„Noch vierzig Tage, so ist Ninive umgekehrt“.

Das war keine liebliche Botschaft. Statt Gnade und Vergebung wurde ein schonungsloses Gericht angekündigt. Die Niniviten waren Gözendiener. Wir wissen nicht, ob sie je vorher etwas von dem lebendigen Gott gehört hatten, und es hätte nahe gelegen, die sonderbare Botschaft des fremden Mannes einfach abzulehnen. Aber wir lesen: „Und die Leute von Ninive glaubten Gott“. (Jona 3, 5.) Sie beachteten die Warnung,kehrten um von ihren bösen Wegen und wurden von dem kommenden Gericht befreit.

Mein Leser! Das Wort Gottes sagt dir heute:
„Nachdem Gott die Zeiten der Unwissenheit übersehen hat, gebietet Er jetzt den Menschen, daß sie alle allenthalben Buße tun sollen, weil Er einen Tag gesetzt, an welchem Er den Erdbreis richten wird in Gerechtigkeit durch einen Mann (Jesus), den Er dazu bestimmt hat“. (Apstgsh. 17, 30. 31.) Hast du diese Botschaft geglaubt, die dir sagt, daß ein Gericht ohne Barmherzigkeit über alle die kommen wird, die nicht Buße tun?

Vor etwas mehr als achtzehnhundert Jahren fand in der Umgebung von Jerusalem eine Begegnung statt zwischen Jesu, dem Sohne Gottes, und einem armen, blindgeborenen Mann, dem Jesus kurz vorher das Augenlicht gegeben hatte, und der dann infolge seines treuen Bekenntnisses von den Juden aus der Synagoge ausgeschlossen worden war. „Glaubst du an den Sohn Gottes?“ so tönte die unerwartete Frage des Herrn an sein Ohr. Aber unmittelbar

erfolgte die Gegenfrage: „Und wer ist es, Herr, auf daß ich an Ihn glaube?“ Und als ihm dann die Antwort zu teil wurde: „Du hast ihn gesehen, und der mit dir redet, der ist es“, erwiderte er, ohne einen Augenblick zu zögern: „Ich glaube, Herr“, und warf sich anbetend vor Ihm nieder.

Das war Glaube — unmittelbarer, einfältiger, nicht zweifelnder Glaube. Ist er auch in deinem Herzen, mein Leser? Heute noch ist wahr, was einst durch den Apostel Johannes geschrieben wurde: „Wir haben gesehen und bezeugen, daß der Vater den Sohn gesandt hat als Heiland der Welt“. (1. Joh. 4, 14; vergl. Joh. 4, 42.) Was willst du auf dieses Zeugnis antworten? O laß es die Antwort sein, welche derselbe Apostel dir im gleichen Kapitel in den Mund legt: „Wir haben erkannt und geglaubt die Liebe, die Gott zu uns hat“! (V. 16.)

Bedenke: „Wer Gott nicht glaubt, hat Ihn zum Lügner gemacht, weil er nicht geglaubt hat an das Zeugnis, welches Gott gezeugt hat über Seinen Sohn“. (1. Joh. 5, 10.)

Und willst du wissen, was glauben ist, so höre folgende einfache Geschichte:

Ein Sonntagsschulhalter wollte seinen Schülern deutlich machen, worin die Gabe Gottes bestehe und wie sie zu erlangen sei. Nachdem er einiges darüber gesagt hatte, zog er seine Uhr aus der Tasche, ging auf eines der Kinder zu und sagte: „Diese Uhr ist für dich“.

Das Kind machte große Augen, rührte sich aber nicht. Der Lehrer ging zu einem anderen und wiederholte sein Anerbieten: „Diese Uhr ist für dich“. Umsonst. Bei dem dritten Kinde das gleiche Ergebnis.

So ging der Lehrer durch die ganze Klasse. Einige sahen verwundert auf, andere wurden verlegen, noch andere lachten, aber keiner nahm die Uhr an. Man sah es ihren Gesichtern an, daß sie das Unerbieten gar nicht fassen konnten und der Wahrheit der Worte nicht trauten. Endlich kam der Lehrer zu einem der kleinsten Jungen. Der sah ihn einen Augenblick an, streckte dann seine Hand aus und nahm die Uhr in Empfang. Der Lehrer löste nun auch die Kette ab und gab dem Kleinen beides. Dieser betrachtete seinen Besitz einen Augenblick und fragte dann noch halb unsicher:

„Gehört die Uhr nun wirklich mir?“

„Gewiß“, war die Antwort, „sie gehört dir.“

„Was?“ fragten jetzt einige der älteren Kinder, „soll er die Uhr behalten?“

„Sicher soll er sie behalten; ich habe ja gesagt, die Uhr sei für ihn.“

„O hätten wir das gewußt!“ rief es jetzt im Chor, „dann hätten wir sie auch genommen!“

„Habe ich denn nicht jedem von euch gesagt, daß die Uhr für ihn sei?“

„Doch, aber wir haben nicht geglaubt, daß es Ihnen ernst sei.“

„Schlimm genug für euch! Euer kleiner Kamerad hat mir geglaubt, und nun hat er die Uhr.“

Ein Blick, zu dem Kreuze im Glauben getan,
 Bringt Leben und ewiges Glück.
 Drum richte zur Stunde dein Auge dorthin
 Und wende dich nimmer zurück!



Reich an Vergebung.

„Der Geseklose verlasse seinen Weg, und der Mann des Frevels seine Gedanken, und er kehre um zu Jehova, so wird Er sich seiner erbarmen, und zu unserem Gott, denn Er ist reich an Vergebung.“ (Jes. 55, 7.)



Die nachstehenden einfachen Erzählungen wurden mir von einem lieben Freunde in D. für die Leser der „Samenkörner“ zur Verfügung gestellt. Ich gebe sie wieder in der Hoffnung, daß sie manchem zum Nutzen sein werden.

1.

Wilhelm Braun war der Sohn gläubiger Eltern. Ihr sehnlicher Wunsch war, daß auch Wilhelm früh für Jesum gewonnen werden möchte. Anfangs schien es auch so, als ob ihre Bemühungen, den Knaben zur Gottesfurcht zu erziehen, erfolgreich gewesen wären. Wilhelm war folgsam und gewissenhaft. Aber durch den Verkehr mit bösen Kameraden wurde er allmählich gleichgültiger gegen Gottes Wort und machte seinen Eltern schließlich viel Sorge undummer.

Nachdem er aus der Schule entlassen war, kam er in die Lehre. Er wollte Schriftsetzer werden. Leider wurde dieser Beruf, der ja manche Gefahren in sich birgt, ihm zum Schaden. Die Besuche bei den Eltern wurden immer seltener. Die Welt und ihre Freuden zogen Wilhelm mehr an als das Elternhaus. Die Eltern litten sehr darunter. Doch ihr Zufluchtsort blieb der Thron der Gnade, wo sie ihr Herz immer wieder ausschütten durften in ernster und anhaltender Fürbitte für ihr verblendetes Kind. Die Seufzer und Gebete, die täglich für Wilhelm zum Herrn gesandt wurden, und die Tränen der Eltern sollten auch nicht umsonst sein, obwohl beide Eltern starben, ohne die Erhörung ihrer Gebete erlebt zu haben.

Nach dem Tode der Eltern, der nur einen vorübergehenden Eindruck auf den jungen Mann machte, ging Wilhelm seine alten Wege weiter. Er lernte um diese Zeit ein Mädchen kennen, das ehrlich und rechtschaffen war, aber ebenso wenig wie er von der Notwendigkeit einer Umkehr wissen wollte. Sie sprach im Gegenteil gern von ihrem guten Leben und liebte dabei die Welt mit ihrer Lust. Die beiden jungen Leute fanden Gefallen aneinander, verlobten sich und heirateten. Aber schon bald fiel in den Freudentelch des jungen Glückes ein bitterer Wermutstropfen: Wilhelm erkrankte an Lungenschwindsucht.

Während seiner Krankheit besuchte ich ihn öfter. Anfänglich wies er jeden Zuspruch ab und haderte mit Gott, der ein solch schweres, unverdientes Leid über ihn gebracht habe. Eines Tages begegnete ich ihm auf der Straße. Auf meine Frage nach

seinem Ergehen antwortete er: „O, es ist anders mit mir geworden. Ich bin nicht mehr so schlecht, wie ich früher war!“ Ich antwortete ihm: „Mein lieber Wilhelm! Je mehr Sie sich zu bessern suchen, desto weiter kommen Sie von Jesu ab.“

Bei meinem nächsten Besuch fand ich ihn zu meiner großen Freude ins Lesen der Bibel vertieft. Seine Krankheit wurde mit jedem Tage beschwerlicher. Er litt viel. Eines Abends, es war schon zehn Uhr vorbei, schickte er seine Frau zu mir mit der Bitte, ihn zu besuchen, da er sehr krank sei. Ich ging sofort mit. Aber wie erschraf ich! Das Gesicht des Kranken war fahl, der kalte Schweiß stand auf seiner Stirn, und angst erfüllt flüsterte er: „Ich muß sterben! O ich muß sterben!“

„Wohin geht's denn, Wilhelm, wenn Gott Sie jetzt abrufen?“ fragte ich.

Lang lag er still da. Endlich sagte er: „Ich hoffe, daß Gott mir ein gnädiges Ende geben wird!“

Ich suchte ihm jetzt die große Liebe Gottes vorzustellen, wie Er Seinen geliebten Sohn für Sünder in Gericht und Tod hat gehen lassen. Mit großer Spannung lauschte er auf jedes Wort. Schließlich sagte ich ihm: „Nicht ein zweifelndes Hoffen, sondern ein gläubiges Ergreifen der Botschaft Gottes, daß Jesus für Sünder gestorben ist, gibt dem Herzen Ruhe und Frieden“. Nachdem wir auf seinen Wunsch noch miteinander gebetet hatten, verließ ich ihn.

Am nächsten Morgen in aller Frühe kam die Frau des Kranken schon wieder und bat mich, sofort zu ihrem Manne zu kommen. Er saß wartend im Bett, reichte mir glückstrahlend die Hand und sagte:

„Jetzt weiß ich, daß mein Erlöser lebt, und daß ich aus dem Tode in das Leben hinübergegangen bin. Ja, jetzt weiß ich, daß, „wenn meine irdische Hütte zerstört wird, ich einen Bau von Gott habe, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, ein ewiges, in den Himmeln.“

Dann wandte er sich zu seiner Frau und sagte: „Liebe Frau, bis jetzt sind wir e i n e n Weg gewandelt; aber von heute ab gehen unsere Wege auseinander. Ich bin durch Gottes Gnade auf den schmalen Weg gekommen und gehe jetzt zu Jesu; aber du bist noch auf dem breiten Wege. Darum bitte ich dich, geh doch auch zu Jesu und bekenne Ihm deine Sünden. Er ist gern bereit, dir alles zu vergeben.“

Auf meine Bitte, mir doch zu erzählen, wie er Frieden gefunden habe, berichtete er: „Nachdem Sie gestern Abend fortgegangen waren, zeigte mir Gott mein ganzes Leben von Jugend an. Ach, da sah ich nichts als Sünden und wieder Sünden. In meiner großen Angst schrie ich: „O Gott, erbarme dich meiner!“ Dann war es mir, als ob Gott selbst mir gesagt hätte: „Schau hin nach Golgatha. Dort ist Jesus am Kreuze für dich gestorben. Glaube nur, Er hat deine Sünden auf sich genommen.“ — Darauf wurde ich ganz ruhig. Ich konnte glauben, daß Jesus auch alle meine Sünden getragen habe, und mein Herz wurde mit Frieden erfüllt. Es war inzwischen zwei Uhr geworden. Ich weckte meine Frau und sagte ihr: „Stehe auf und hilf mir aus dem Bett! Ich muß dem Herrn danken, denn Er hat Großes an mir getan. Jetzt bin ich Sein, ich habe Frieden mit Gott gefunden durch das Blut Jesu.“

„Nachdem ich gebetet hatte und wieder im Bett lag, fiel ich in Schlaf und sah mich an einem See, auf welchem ein furchtbarer Sturm wütete, der das Wasser hoch aufpeitschte. Aber plötzlich schwieg der Sturm, der See wurde ganz still, und die Sonne spiegelte sich im Wasser. Ich erwachte und sann nach. Deutlich erkannte ich, was der Herr mir durch den Traum sagen wollte. Er zeigte mir in dem sturmbewegten See noch einmal mein Leben, ein Leben ohne Gott, in Unruhe und Unfrieden, bis die Gnadensonne, der Herr Jesus, den Sturm zum Schweigen brachte und mein Leben, ja, mein Alles wurde.“

Das Herz des Kranken war voll von Lob und Dank. Seinen Hausgenossen gegenüber, die ihn besuchten, legte er ein offenes Bekenntnis und Zeugnis ab und ermahnte alle mit tiefem Ernst, doch die Errettung ihrer Seele nicht hinauszuschieben. Eines Tages sagte er zu mir: „Heute habe ich aber eine schöne Stelle im Worte Gottes gefunden“. Dann nahm er seine Bibel zur Hand, schlug Klagelieder 3, 22. 23 auf und las: „Es sind die Gütigkeiten Jehovas, daß wir nicht aufgerieben, daß Seine Erbarmungen nicht zu Ende sind; sie sind alle Morgen neu, Seine Treue ist groß“. (Merkwürdiger Weise wurde an seinem Grabe auch über diese Stelle gesprochen, ohne daß der Pfarrer etwas von unserer Unterredung gewußt hätte.) Wir verlebten eine glückliche Stunde miteinander, indem wir uns über die Liebe Gottes unterhielten. Mit einemmale aber wurde er sehr ernst und sagte: „Ich fühle mein Ende herannahen, und daß ich durch das Tal des Todes hindurchgehen muß, macht mir etwas Sorge“.

Ich antwortete ihm: „Der Herr ist bei Ihnen, Wilhelm. Er führt Sie hindurch. Sie dürfen ganz getrost sein, Er führt Sie sicher ans Ziel.“

Früh am nächsten Morgen, es war gegen sechs Uhr, bat er seine Frau: „Liebe Frau, ich bin so müde! Halte mich doch ein wenig im Arm.“ Die Frau tat es. Ungefähr eine Stunde danach trat eine im Nebenzimmer wohnende Frau ins Zimmer, um nach dem Kranken zu sehen. Als sie ihn erblickte, sagte sie: „Frau Braun, Ihr Mann ist ja schon gestorben!“ — Und so war es. Ohne daß Frau Braun auch nur ein Zucken bemerkt hätte, war ihr Mann hinübergegangen, sicher ans Ziel gelangt.

Als ich kurz darauf Frau Braun besuchte, lag auf dem Antlitz des Heimgegangenen der Ausdruck eines tiefen, seligen Friedens. Ohne jeden Kampf war er eingegangen in die ewige Ruhe.

2.

Vor mehreren Jahren wohnte in meiner Nähe ein Handwerksmann. Er hatte ein gutes Geschäft, denn er war ein fleißiger Mann und verstand sein Handwerk. Aber leider ging er im übrigen Wege, unter denen seine Frau und Kinder viel zu leiden hatten. Doch Gott hatte über diesen armen, unter die Sünde geknechteten Mann Gedanken der Liebe und des Friedens. Er legte ihn aufs Krankenlager. Eine heftige Zungenentzündung brachte ihn an den Rand des Grabes.

Eines Tages kam seine Frau zu mir, die gern über göttliche Dinge redete und ernstlich nach Frieden suchte; aber sie war ihrer Errettung nicht gewiß.

Sie erzählte mir von der schweren Erkrankung ihres Mannes und bat mich, ihn einmal zu besuchen, sie sei in Sorge um ihn. Ich begab mich sogleich zu dem Kranken und setzte mich an sein Bett. Nach einigen einleitenden Bemerkungen fragte ich ihn, ob er auch schon daran gedacht habe, wohin er gehe, wenn Gott ihn abrufen sollte. Mit eisig kalter Ruhe antwortete er mir: „Zwischen Gott und mir ist alles geordnet“.

Im ersten Augenblick mußte ich nicht, was ich darauf erwidern sollte. Nach einigem Besinnen sagte ich: „Darf ich denn fragen, auf welchem Wege sich diese Ordnung vollzogen hat?“

Ganz erregt antwortete er: „Verschonen Sie mich mit solch spitzfindigen Fragen! Ich bin ein kranker Mann und kann solche Fragen nicht ertragen.“

Um ihn zu beruhigen, griff ich in die Tasche, zog mein Testament heraus und sagte: „Bester Herr N., wenn Sie gestatten, will ich Ihnen ein Kapitel aus dem Worte Gottes vorlesen“.

Aber er wurde noch zorniger und rief: „Weg mit diesem Buche! Wie können Sie sich unterstehen, mich, der ich die ersten Studien eines Priesters durchgemacht habe, zu belehren, da Sie doch nur ein Laie sind?“*) Dann richtete er sich mühsam auf und sagte drohend: „Sie kennen mich wohl von früher. Ich bin noch der Alte und gebiete Ihnen, mein Zimmer sofort zu verlassen, oder — —“

Ich fiel ihm ins Wort, indem ich sagte: „Mein lieber Herr N., ich will Sie nicht weiter belästigen;

*) Es war tatsächlich so. N. hatte in seiner Jugend Priester werden wollen, es war ihm dann aber wieder leid geworden.

aber das Eine muß ich Ihnen noch sagen: Wenn Sie in dieser Gesinnung bleiben, gehen Sie ewig verloren.“

Damit verließ ich das Zimmer, mit Schmerz und Trauer im Herzen. kaum war ich draußen, als seine Frau, die mit mir am Bett gesessen hatte, mit den Worten heraustrat: „Der Herr hat Sie bewahrt. Die Tür hatte sich noch nicht hinter Ihnen geschlossen, als mein Mann nach der schweren Rognakflasche griff, um sie Ihnen an den Kopf zu werfen!“

Am nächsten Tage kam die Frau wieder zu mir und erzählte: „Mein Mann sagt immer wieder: Wie kann sich der dumme Mensch nur unterstehen zu sagen, ich ginge ewig verloren?“ Dies zeigte mir, daß Gott mein letztes Wort als einen scharfen Pfeil benutzt hatte, und viele Gebete stiegen für den Kranken zu Ihm empor. Er will ja nicht den Tod des Sünder, sondern daß er sich bekehre und lebe.

Einige Wochen später, es war an einem Sonntag, kam Frau N. nochmals zu mir und brachte die erstaunliche Botschaft, daß ihr Mann mich zu sprechen wünsche. Ich ging sogleich mit ihr. Aber welche Überraschung! Mit strahlenden Augen, den Frieden des Herzens auf seinen Zügen, so streckte mir der Kranke die Hände entgegen. — „O, welch eine Gnade!“ rief er, „all mein Heil ist in den Wunden Jesu, der für mich, den großen Sünder, am Kreuze gelitten hat!“

Sein Glück war nicht zu beschreiben. Immer von neuem pries er die Gnade Gottes, die ihm zuteil geworden war. Schließlich sagte er: „Nun will ich Ihnen auch erzählen, welch ein schlechter

und böser Mensch ich war; vor Gott habe ich meine Sünden bekannt, und Er hat sie mir alle vergeben. Jetzt dürfen Sie sie auch hören.“ Und dann begann er von seinem vergangenen Leben zu reden. Er schloß mit den Worten: „Ja, mein Heil ist in Jesu, und bald werde ich Ihn sehen und für ewig bei Ihm sein, bei Ihm, der mich großen Sünder so geliebt hat.“

Auch dem Pfarrer, der ihn am nächsten Morgen besuchte, sagte er: „Ich habe Gott alle meine Sünden bekannt, und Er hat sie mir um Jesu willen alle vergeben. Ich habe den einzigen Mittler zwischen Gott und Menschen gefunden, „den Menschen Christus Jesus, der sich selbst gab zum Lösegeld für alle“. (1. Tim. 2, 5. 6.)

Tags darauf besuchte ich ihn noch einmal. Ich fand ihn sehr schwach. Mit leiser Stimme flüsterte er: „Ich habe in früheren Jahren die wunderbare Weisheit Gottes in der Schöpfung bewundert; aber jetzt habe ich Gott in Seiner großen Liebe und Gnade kennen gelernt und Jesum, den Sohn Gottes, als meinen Heiland gefunden. Das ist unendlich mehr! Ja, dem Vater und dem Sohne sei Dank für die unaussprechliche Gnade, die mir zuteil geworden ist.“

Am Mittwoch Nachmittag ging er in Frieden heim, gerettet wie ein aus dem Feuer gerissener Brand.

„Es ist in keinem Anderen das Heil, denn auch kein anderer Name ist unter dem Himmel, der unter den Menschen gegeben ist, in welchem wir errettet werden müssen.“ (Apostelgesch. 4, 12.)

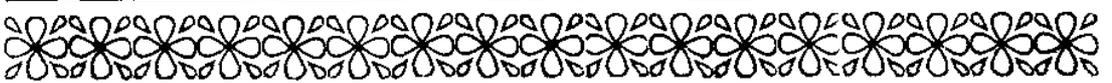
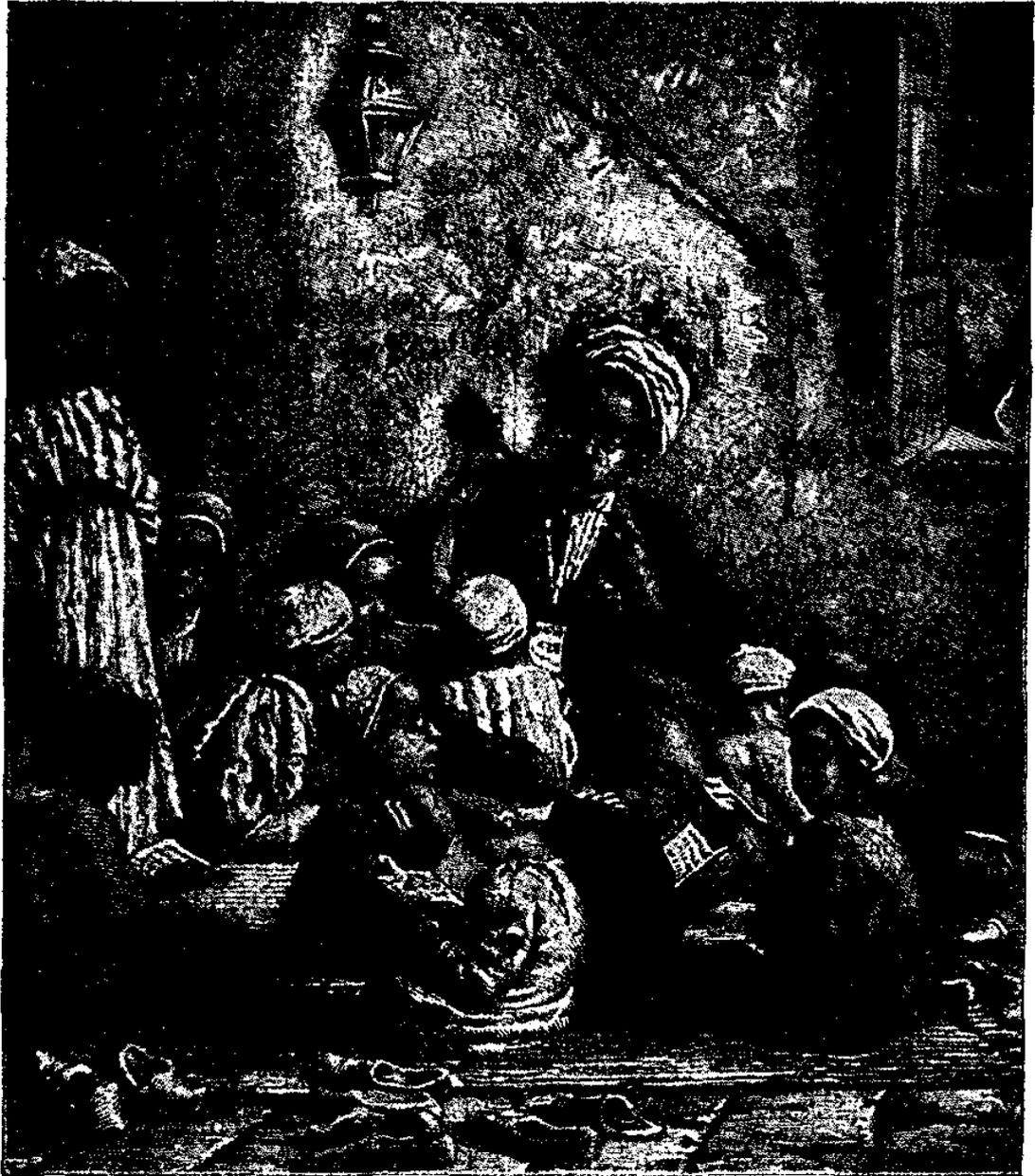
Eine Schule im Morgenlande.

Unser Bildchen zeigt uns eine mohammedanische Knabenschule, genannt „kutäb“, wie man sie im Osten, auch in Ägypten, überall findet. Es würde für die Leser der „Samenkörner“ ohne Zweifel ganz interessant sein, wenn sie einmal eine solche „kutäb“*) betreten könnten, doch möchte ich ihnen raten, sich vorher die Ohren zuzustopfen; weshalb, werden sie bald erfahren.

In einer solchen Schule gibt es weder Tische noch Bänke. Kein Schulschrank, keine Wandkarte, kein Anschauungsbild, keine Tafel oder irgend etwas dergleichen unterbricht die Einförmigkeit. Nichts als der Fußboden und die nackten Wände starren den Eintretenden an. Mit untergeschlagenen Beinen hocken die Knaben auf einer Strohmatte. Die Schuhe haben sie schon beim Eintritt ausgezogen und beiseite gestellt. Die Strohmatte wird nämlich auch als Gebetsteppich benutzt, und es ist den Mohammedanern nicht erlaubt, denselben mit beschuhten Füßen zu betreten.

Auch die Lerngeräte der Knaben sind nach unseren Begriffen äußerst einfach: eine aus Holz geschnittene Tafel oder ein Stück Schiefer oder Blech, ein Tintenfläschchen und einige Rohrfedern — das

*) Die Schreiberin obiger Zeilen leitete, im Verein mit einer anderen Schwester, längere Zeit eine deutsche Mädchenschule in Mallawi (Ober-Ägypten). Der Krieg setzte dieser gesegneten Arbeit, wie so manchem anderen Missionswerk, leider ein jähes Ende.



ist alles. Auch mit der Tinte macht man wenig Umstände. Einige Stückchen Akazienrinde und etwas Ruß, der vielleicht im Elternhause an der Küchenwand oder an dem Boden eines Kessels hing, wird mit Wasser vermischt, mit einem Stückchen Holz gut umgerührt, und die Tinte ist fertig. Jeder der Knaben hat einen Vers aus dem Koran, dem Religionsbuch der Mohammedaner, auf die Tafel geschrieben, welchen der Lehrer (der „feki“) oder sein Gehilfe (der „arif“) ihnen vorgeschrieben hat.

Der Lehrer sitzt ebenfalls auf dem Boden. In der Hand hat er eine Spindel und spinnt von Schafwolle einen groben Faden,*) während er ununterbrochen den Knaben den Vers aus dem Koran vorsagt. Diese sprechen denselben mit möglichst lauter Stimme nach und müssen dabei den Oberkörper gleichmäßig vor- und rückwärts bewegen. So sitzen sie den ganzen Vormittag da, immer dieselben Bewegungen machend, und schreien mit der ganzen Kraft ihrer Lungen den Vers hinaus. Wenn der eine oder andere einmal ermüdet und aufhört, macht er sofort Bekanntschaft mit dem „kurbatsch“, einem kräftigen, frischen Palmschößling, und rasch beeilt er sich, seinen Vers wieder zu schreien. Der Lärm ist geradezu ohrenbetäubend, und der Leser wird meinen Rat verstehen, sich vor Eintritt in die Kutub die Ohren zuzustopfen. Es ist schwer zu verstehen, wie die unglücklichen Wesen, die fortwährend

*) Diese Beschäftigung lieben die Araber sehr. Sie betrachten sie nicht als eine Arbeit, sondern mehr als eine angenehme Unterhaltung. So sieht man Araber häufig mit der Spindel in der Hand auf der Straße, im Kaffeehaus u. s. w.

darin sein müssen, dieses entsetzliche Geschrei aushalten. Doch kann man annehmen, daß ihre Ohren allmählich hart werden, sodaß der Lärm ihnen nicht mehr schadet.

Dieser Unterricht dauert oft jahrelang, bis die Knaben den ganzen Koran, das Buch des falschen Propheten, auswendig gelernt haben. Arme, bedauernswerte Kinder, nicht wahr? Denn trotz all dieses Lernens bemerkt man nicht die geringste günstige Einwirkung auf ihre Herzen.

Wie ganz anders ist es doch mit dem teuren Gotteswort, das nie ohne Wirkung auf die Herzen der Zuhörer bleibt! Auch in unserer Mädchenschule in Malawi durften wir oft die Erfahrung machen, daß das Wort von Jesu nicht vergeblich zu den Kindern geredet wurde. Manche schöne Frucht zeigte sich. Im Nachstehenden nur eine kleine, liebevolle Probe.

Im Winter, wo es auch in Ägypten des Morgens oft recht kalt ist und die Sonne erst spät zum Vorschein kommt, mußten wir oft recht lang warten, bis die Kinder alle zusammen waren. Es kam nicht selten vor, daß ein Kind eine halbe, ein anderes eine ganze Stunde und noch mehr zu spät kam; denn die Ägypter richten sich in der Zeit nach dem Aufgehen der Sonne, nicht wie wir nach der Uhr. Aber diese Verspätungen wurden auf die Dauer recht ärgerlich. Alles Ermahnen zur Pünktlichkeit war vergeblich. Die Mädchen sagten einfach: „Die Sonne ist noch nicht aufgegangen“. So mußte ihnen denn eines Tages gesagt werden: „Wer morgen zu spät kommt, bekommt Strafe“. Diese sollte aus einigen Schlägen mit dem Stock in die offene Hand bestehen.

Das half. Am andern Morgen waren sämtliche Mädchen pünktlich zur Stelle, bis auf eins. Der Unterricht begann, aber „Bahije“, so hieß die Kleine, kam nicht. Nach einiger Zeit geht die Tür leise auf, und die Kleine tritt weinend und zögernd herein. Alle sehen mitleidig auf sie, denn sie wissen, was ihrer wartet. Die Lehrerin nimmt sie an die Hand und sagt zu den Kindern: „Was muß ich nun mit Bahije tun?“ — „Sie muß gestraft werden“, kommt es kleinlaut von den Lippen der anderen Mädchen. Die Lehrerin nimmt, so schwer es ihr wird, den Stock, um die weinende Kleine zu züchtigen; denn will sie ihre Autorität aufrecht halten, so muß sie die Strafe ausführen, denn sie weiß aus Erfahrung: sobald man in Ägypten die Zügel ein wenig schießen läßt, ja, nur in einem Punkte nachgibt, hat man verlorenes Spiel.

Schon hat die Lehrerin den Stock erhoben, da springt „Farosa“, ein etwas älteres Mädchen, plötzlich auf, läuft aus ihrer Bank auf die weinende Bahije zu und schlingt ihre Ärmchen um sie. Zugleich schaut sie die Lehrerin mit ihren großen, schwarzen Augen flehend an und sagt: „Nein, nein! Bitte, schlage sie nicht; tue ihr nichts! Dann schlage mich lieber.“

„Überlege es dir wohl“, erwidert die Lehrerin, „es tut weh.“

„Malesch“ (das macht nichts), ich will es gern für sie tragen. Der Herr Jesus hat so viel für mich getan.“ Und mit leuchtenden Augen streckt Farosa tapfer die Hand aus, um die Schläge in Empfang zu nehmen. Still lehrt sie dann auf ihren Platz zurück, während eine Träne über ihre Wacke rollt.

Wir standen ganz beschämt da über das Tun des Kindes und mußten uns fragen: „Wer von uns Großen hätte das getan?“ —

Das Evangelium Gottes.

Das Evangelium Gottes, so alt es ist, hat im Laufe der Jahrhunderte nichts von seiner Kraft verloren. Die Menschen mögen ihr Ohr vor ihm verschließen, aber deshalb bleibt es doch „Gottes Kraft zum Heil jedem Glaubenden“. (Röm. 1, 16.) Es redet von Dingen, die alt und doch ewig neu sind. Kein Wunder, daß der Apostel Paulus sagt: „Ich schäme mich des Evangeliums nicht“. Es hatte ihn erreicht, als er ein bitterer Feind des Herrn war, und einen ganz neuen Menschen aus ihm gemacht. Der Anblick des verherrlichten Jesus auf dem Wege nach Damaskus hatte alles für ihn verändert; aus einem Wolf war er ein Lamm, aus einem Lasterer und Verfolger der Gläubigen deren treuester Diener geworden.

Die Quelle des Evangeliums ist Gott selbst, der Seinen eingeborenen Sohn für uns dahingab; sein Gegenstand ist „Jesus Christus, unser Herr“, den Gott aus den Toten auferweckt hat, und der uns errettet von dem kommenden Zorn (1. Theff. 1, 10); sein Zweck, die Menschen zu belehren von der Finsternis zum Licht und von der Gewalt des Satans zu Gott (Apostg. 26, 18); sein Bereich endlich die ganze Schöpfung, die unter dem Himmel ist. (Kol. 1, 23.)

Es redet von einer vollbrachten Erlösung, von einer völligen Rechtfertigung durch einen gestorbenen und auferstandenen Christus, sowie von der vollkommenen Annahme und Annehmlichkeit des Gläubigen in Ihm vor Gott. Es verkündet das ewige Leben als den gegenwärtigen Besitz aller derer, welche an den Sohn Gottes glauben. Es bringt den Armen und Verachteten gute Botschaft, macht geistlich Blinde sehend, Lahme gehend, weckt Tote auf, befreit aus den Ketten und Banden der Sünde, nimmt die Schuldenlast von dem gequälten Gewissen und erfüllt das ruhelose Herz des Menschen mit Ruhe und Frieden. Es läßt uns die Freude des Vaters sehen, mit welcher er den verlorenen Sohn aufnimmt, mit dem besten Kleide bekleidet und ihm einen Platz an seinem Tische gibt, damit er sich mit den Geladenen an dem gemästeten Kalbe weide. Es entfaltet den wunderbaren Ratschluß Gottes, Kinder zu haben, „Erben Gottes und Miterben Christi“, die, wenn sie heute auch mit Ihm leiden, doch bald mit Ihm verherrlicht stehen werden, die bei Christo und Ihm gleich sein sollen für ewig.

Wie gleichgültig und hart muß das Herz sein, das eine solche Botschaft geringschätzt, eine „so große Errettung“ vernachlässigt! Wie wird ein Mensch entfliehen, der dieses Evangelium, das Zeugnis Gottes über Seinen Sohn, nicht annimmt? Der gerechte Zorn Gottes bleibt ewiglich auf ihm.



Licht in der Finsternis.



Ein junger Mann von kaum zwanzig Jahren rühmte sich, ein Freidenker zu sein. Er mußte nicht, daß Gottes Wort alle, die da sagen: „Es gibt keinen Gott!“, Toren nennt. Er hielt sich im Gegenteil für sehr klug. Sein Vater war ein reicher, angesehener Mann, er selbst sehr begabt und von ausgezeichnetem Auffassungsvermögen. Er sprach verschiedene fremde Sprachen fließend. Der Pflege der Literatur widmete er sich eifrig, daß es kaum ein bedeutendes neues Buch gab, das er nicht gelesen hatte. Die Werke der berühmtesten Freigeister kannte er ausnahmslos und war so sehr von der Richtigkeit ihrer Anschauungen überzeugt, daß er sich nur über die Torheit des Christentums wundern konnte. So genoß er in seiner Weise die Sonnenseite des Lebens. Reichtum und Gesundheit, Stellung und persönliche Vorzüge — alles öffnete ihm den Weg zum Genuß der mancherlei Dinge, die das Dasein für den Menschen angenehm und begehrenswert machen.

Mit achtundzwanzig Jahren verlobte er sich mit einem gleichgesinnten jungen Mädchen aus bester Familie. Er freute sich, daß seine liebenswürdige, strahlende Braut dieselbe Lebensanschauung hatte wie er. Auch sie lachte über das Märlein von einem Fortbestehen nach dem Tode. Die Lehren der Bibel waren für sie ein überwundener Standpunkt. Daß beide von dem wirklichen Inhalt der Bibel keine Ahnung hatten, störte sie nicht. Sie lebten nach dem Grundsatz der achtbaren Kinder dieser Welt: „Seien wir edel und gut, aber laßt uns das flüchtige Leben genießen, so viel wir können“; oder wie die Schrift es so kurz und doch so vielsagend ausdrückt: „Laßt uns essen und trinken, denn morgen sterben wir!“

Aber gerade als die beiden jungen Leute sich im Vollgenuß irdischer Freuden befanden, trat Gott ihnen entgegen. Zwar erkannten sie Seine Hand vorerst nicht. Die junge Braut erkältete sich und lag bald todkrank danieder. Die Erkrankung war so ernst und schwer, daß die medizinische Wissenschaft ihr machtlos gegenüber stand.

Täglich besuchte der junge Mann die geliebte Kranke. Aber ach! wie sah sie aus! Die Augen, die früher so übermütig und glückstrahlend geleuchtet hatten, schauten wirr und angsterfüllt umher. Die Lippen, die einst so freundlich lachten und so geistvoll zu plaudern verstanden, waren fest zusammengepreßt und flüsterten nur hie und da abgebrochene Worte. Ja, die finstern Wasser des Todes berührten schon den Fuß des armen jungen Wesens, und sie fürchtete doch das Sterben, das, ach! so früh und so unerwartet kam. Niemals hatte sie

in früheren Tagen bei dem Gedanken an den Tod Angst empfunden; jetzt aber, da sie für immer Abschied nehmen sollte von Liebe und Leben, um „wie ein Tier“ dahinzusterben, erfüllten Schrecken und Grauen ihr Herz. Ihr Verlobter wußte keinen Rat. Schmerz und Gram packten sein Herz mit wilder Gewalt und machten ihn verstummen. Was sollte er auch sagen? Wie sollte er trösten, er, der doch selbst so trostbedürftig war? — Inzwischen tobte der Kampf in dem Innern der Kranken weiter und machte sich endlich in dem Ausruf Luft: „O Gott, warum dies?“

Diese bittere Frage sollte nicht unbeantwortet bleiben. Die Sterbende besaß eine Freundin, die, im völligen Gegensatz zu ihr, ihr Glück in dem Glauben an Jesum gefunden hatte. Diese hörte von der schweren Erkrankung der jungen Braut, besuchte sie und erzählte ihr von dem Heiland der Verlorenen, der den Tod zunichte gemacht hat und dem Sterbenden hindurchhilft durch das Tal des Todes, um ihn dahin zu bringen, wo Er selbst ist, in das Licht der ewigen Herrlichkeit. Die einfachen Worte, die sie an die Sterbende richtete, fielen in ein zubereitetes Herz. Diese nahm, wie einst der Kämmerer aus dem Morgenlande, „das Evangelium von Jesu“ gläubig auf und konnte nun, gleich ihm, „ihren Weg mit Freuden ziehen“. (Apost. 8.) Sie fand „Frieden mit Gott durch den Glauben an Jesum Christum“. Ja, nicht nur wich jede Furcht vor dem Tode, sondern an die Stelle des Verlangens nach Genesung trat ein tiefes Sehnen nach dem Himmel. „Abzuscheiden und bei Christo zu sein“, wurde jetzt das Gebet ihres Herzens.

Diese wunderbare Veränderung, die sich in Gegenwart des Bräutigams vollzog, rief auch in dessen Innern einen heftigen Streit hervor. Gab es also doch einen Gott? War die Bibel doch wahr? War Jesus wirklich auferstanden? Konnte Er Sünden vergeben, und hatte Er dem Herzen seiner Braut wahren Frieden geschenkt? Diese sich überstürzenden Fragen brachten ihn in die größte Verwirrung. Er konnte und wollte sich nicht gefangen geben; und doch mußte er sich immer wieder fragen: War es nicht ein klarer Beweis von dem Bestehen einer überirdischen Macht, daß die vordem so unglückliche Kranke angesichts des Todes mit einemmale so ruhig und glücklich werden konnte? Er stand vor einem unlöslichen Rätsel.

Aber beugen wollte er sich nicht, selbst dann noch nicht, als seine heißgeliebte Braut wirklich starb. Aber es arbeitete mächtig in ihm. Er war ein ehrlicher, aufrichtiger Charakter, und so wünschte er die Wahrheit zu wissen, koste es was es wolle. In tränenlosem, verzehrendem Schmerz kniete er endlich an dem Bett nieder, auf welchem die entseelte Hülle derer lag, die er auf Erden über alles geliebt hatte, und rief: „Wenn es einen Gott gibt, so möchte ich, daß Er mir Seinen Willen offenbarte. Diesen Willen würde ich dann auszuführen suchen um jeden Preis! — O Gott! zeige mir Deinen Willen!“

Einen Augenblick lag er so auf seinen Knien, dann aber sprang er auf. Mit einem bitteren Lachen über seine Dummheit, ein Wesen angerufen zu haben, das nach seiner Überzeugung garnicht bestand, verließ er die Stätte des Todes. Dennoch

hatte Gott sein Rufen gehört; denn wenn jemand um Licht bittet, so gibt Er Licht, mag das Bitten auch noch so mangelhaft und töricht sein.

Zwei Tage später griff unser Freund, in der Meinung, ein anderes bekanntes Buch vor sich zu haben, nach einem christlichen Werk. Als er seinen Irrtum bemerkte, war sein erster Gedanke, es beiseite zu legen; aber er las doch einige Seiten, und siehe da, die Liebe und Wärme, mit denen der Schreiber seinen Gegenstand behandelte, fesselten ihn. Plötzlich erschrak er, er wußte selbst nicht warum, über die Folgen, die das Lesen des Buches für ihn haben konnte; ja, er wurde so bestürzt, daß er es zuschlug und ins Freie eilte. Doch als er zurückkehrte, war sein erster Griff wieder nach dem Buch. Er mußte es lesen. Vieles las er zwei-, dreimal. So vergingen mehrere Tage, und als er das Buch zu Ende gelesen hatte, war seine bisherige Überzeugung erschüttert. Er fing an, es für möglich zu halten, daß die Bibel doch Gottes Wort sei.

Die klaren äußeren und inneren Beweise, die als Zeugnis für die göttliche Eingebung der Schrift in dem Werke angeführt waren, die innige Liebe des Schreibers zu dem Buch der Bücher, neben der warmen Begeisterung, mit welcher er von der unvergleichlichen Schönheit des Inhalts der Bibel sprach, brachten den jungen Mann immer mehr zu der Überzeugung, daß Gott sich in Seinem Worte offenbart habe.

Jetzt war es völlig aus mit seiner Ruhe. Immer wieder las er die Beweisführungen des Unglaubens, die ihn früher völlig befriedigt hatten. Aber merkwürdiger Weise stieß er jetzt jedesmal

auf bisher nicht erkannte Fehler, Trugschlüsse und sinnlose Behauptungen. Dann nahm er die Bibel wieder zur Hand und las und las. Immer klarer und bestimmter trat es vor seine Seele: Dieses Buch muß von Gott sein! Allmählich erkannte er auch seinen verlorenen Zustand, seine Sünden, deren Zahl groß war. Immer lichter wurde es in seiner Seele, aber auch immer schwerer legte sich das Bewußtsein der Schuld und seines früheren vermessenen Unglaubens auf sein Gewissen. Mit Macht trieb es ihn zu dem Heiland, von dem er bis dahin nichts hatte wissen wollen. Und Er wies den reumütig Umkehrenden nicht ab, sondern ließ ihn Ruhe finden für seine gequälte Seele. Er hatte Gott gebeten, ihn Seinen Willen erkennen zu lassen, und nun durfte er in dem Worte Gottes finden, daß Gott jetzt allen Menschen allenthalben gebietet, Buße zu tun, und daß Er „nicht will, daß irgendwelche verloren gehen“, sondern „will, daß alle Menschen errettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“. (Apost. 17, 30; 2. Petr. 3, 9; 1. Tim. 2, 4.) Diese Erkenntnis machte ihn sehr glücklich; und nachdem er Gottes Willen einmal erkannt und Gottes Heil im Glauben angenommen hatte, zögerte er nicht, freimütig von der Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, und von seinem Glauben an Gott Zeugnis abzulegen.

Aus einem Saulus in einen Paulus umgewandelt, wurde er, wie dieser, ein Eiferer für seinen Herrn. Er las und untersuchte die Schriften mit großem Fleiß. Zugleich besuchte er eine Missionschule, um sich auszurüsten, den Heiden das Licht des Evangeliums zu bringen. Sobald

er sich die nötigen Sprachkenntnisse erworben hatte, zog er hinaus in die finstere Heidenwelt und verkündigte dort mit Liebe und Hingebung den Heiland der Sünder.

So „rechet“ Gottes Geist jetzt mit dem Menschen. Wunderbar ist Sein Tun in dieser Zeit der Gnade. Er beschäftigt sich auch mit dir, teurer Leser. Aber wie antwortest du darauf? Lachst und spottest du noch über Gott und zuckst die Schultern, wenn einmal die Rede auf die Bibel kommt? Stimmtst du gar ein, wenn in deiner Umgebung böse Worte über die Heilige Schrift und die Liebe Gottes gesprochen werden? Wenn es so ist, dann laß dich bitten, so etwas nie wieder zu tun. Beuge dich vielmehr nieder und bitte Gott um Licht; ja, um Licht! Bitte ehrlich und aufrichtig! Und Gott wird dir antworten nach Seiner Verheißung: „Wenn jemand Weisheit mangelt, so bitte er von Gott . . ., und sie wird ihm gegeben werden“. (Jak. 1, 5.) Sei versichert: „Den Aufrichtigen geht Licht auf in der Finsternis“. (Ps. 112, 4.)

Befreiung den Gefangenen!

Bei einem Aufenthalt in Nazareth, dem Ort, „wo Er erzogen worden war“, las der Herr einmal in der Synagoge die Schriftstelle vor: „Der Geist des Herrn ist auf mir, weil Er mich gesalbt hat, Armen gute Botschaft zu verkündigen; Er hat

mich gesandt, Gefangenen Befreiung auszurufen und Blinden das Gesicht, Zerkettene in Freiheit hinzuhenden, auszurufen „das angenehme Jahr des Herrn“. (Jes. 61, 1. 2.) Nachdem Er diese Worte gelesen hatte, sprach Er: „Heute ist diese Schrift vor euren Ohren erfüllt“. (Luk. 4, 14—21.)

Ja, das angenehme Jahr des Heils war angebrochen, die Zeit der Gnade, die heute noch währt. „Worte der Gnade“ flossen von den Lippen Dessen, der aus dem Himmel herniedergetommen war, um „die Werke des Teufels zu vernichten“ und „der Welt das Leben zu geben“. Armut und Blindheit, geistlicher Tod, und Sündenknechtschaft herrschten als die furchtbaren Folgen der Sünde in der Welt. Aber, Gott sei gepriesen! der Erretter und Befreier war gekommen.

Daß auch in unseren Tagen noch „Blinden“ das Gesicht gegeben wird, hat uns die erste Erzählung gezeigt; unser Bild gegenüber führt uns ein Schauspiel vor Augen, wo „Gefangenen“, mit Ketten Beladenen, das Wort des Heils gebracht und „Befreiung“ angekündigt wird. Der in der Mitte stehende Mann ist Johannes Wesley, der bekannte Gründer der Methodistenkirche, der im Anfang des 18. Jahrhunderts geboren wurde und viele Jahrzehnte lang das Wort Gottes mit staunenswerter Kraft und rastlosem Eifer verkündigte. Man sagt, daß er in seinem langen Leben — er wurde beinahe 88 Jahre alt — an fünfzigtausendmal gepredigt habe. Anfänglich stand er als Pfarrer in der englischen Kirche, später trennte er sich, bezw. es wurde ihm das Predigen auf den Kanzeln verwehrt.



Unser Bild zeigt uns ihn in dem Gefängnis von Newgate Goal unweit der Stadt London, wo er allein und mit seinem jüngeren Bruder Karl häufig Besuche machte, um mit den zum Tode Verurteilten zu reden. Es gab deren oft viele, denn in jenen Zeiten wurde nicht nur Raub oder Mord, sondern schon ein gewöhnlicher Diebstahl mit dem Tode durch den Strang bestraft. So durften die beiden Brüder manchen Gefangenen zwar nicht zeitliche Befreiung, aber die ewige Erlösung, die Befreiung von der Macht der Finsternis und vom zweiten Tode, dem Feuersee, verkündigen, und meist lauschten die unglücklichen Menschen mit großer Aufmerksamkeit auf die ihnen gebrachte Botschaft.

Als man den beiden Brüdern Wesley und einem anderen, ebenso beredten wie unerschrockenen Zeugen der Wahrheit in jenen Tagen, dem bekannten Georg Whitefield, die Türen der Kirchen verschloß, begann Whitefield eine Predigtweise, die heute in England weit und breit bekannt ist, damals aber für etwas ganz Außerordentliches galt. Er stellte sich nämlich auf irgend eine kleine Erhöhung, z. B. auf einen Steinhaufen am Wege, und fing an mit seiner mächtigen Stimme zu predigen. Hatte es sein Herr und Heiland nicht auch so gemacht? War Er nicht von Dorf zu Dorf gezogen und hatte überall das Evangelium des Reiches verkündigt?

Die ungewöhnliche Art und die Wärme der Predigt zogen große Scharen an. Bald zählten die Zuhörer nach Tausenden. Die erste dieser Predigten unter freiem Himmel hielt Whitefield

in Kingswood, einem Ort in der Nähe von Bristol, unter den Bergleuten der dortigen Kohlenzechen. Die rauhen Leute lauschten mit großer Andacht, und bald rollten Tränen über die geschwärzten Gesichter, seltsam aussehende weiße Streifen auf den Wangen hinterlassend. Wie berichtet wird, wurden zahlreiche Mengen belehrt, und bald bestand die Zuhörerschaft nicht mehr aus Bergleuten allein, sondern von allen Seiten eilten die Menschen herbei, zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen.

Whitefield sandte an den ältesten der Brüder Wesley einen Bericht über Gottes wunderbares Tun und bat ihn: „Komm herüber und hilf mir!“ Johannes kam, war aber anfänglich wenig erbaut von dem Tun seines Freundes. Nach seinem eigenen Zeugnis meinte er damals, „die Errettung von Seelen außerhalb der Kirche sei fast eine Sünde“. Einen Sonntag ließ er vorübergehen, ohne sich an der Arbeit zu beteiligen. Aber als er die Scharen von Heilsbegierigen erblickte, faßte er am Montag den verzweifelten Entschluß, dem Beispiel Whitefields zu folgen und auf einem Hügel in der Nähe der Stadt zu predigen. Dreitausend Menschen kamen, um ihn zu hören. Damit war der Damm gebrochen. Von da an predigte er täglich vor immer wachsenden Volksmengen.

Auf seinen Wanderungen rund um Bristol kam er auch nach Bath. Hier wohnte zu jener Zeit ein angesehenener Mann namens Nash (sprich: Nasch). Weiter bei allen gesellschaftlichen Veranstaltungen, ein Mann des Vergnügens und des Sports, trug er den Namen „König von Bath“. Wie man erzählte, hatte er geschworen, falls Wesley es wagen würde,

auch nach Bath zu kommen, ihn gewaltsam am Predigen zu verhindern. Viele hielten infolge dessen Wesley, nicht nach Bath zu gehen. Aber dieser war nicht der Mann, um sich durch solche Rücksichten leiten zu lassen. Furchtlos wie er war, freute er sich vielmehr, daß ein solches Gerücht sich verbreitet hatte, weil er nun sicher sein durfte, daß viele Leute, besonders aus den vornehmen Kreisen, zu seiner Predigt kommen würden, um zu sehen, wie Nash seine Absicht zur Ausführung bringen würde.

Er ging also nach Bath. Kaum hatte er aber seinen Text gelesen und angefangen ihn zu erklären, als Nash erschien und, wie einst die Hohenpriester und Ältesten in Jerusalem, fragte, in welchem Recht und auf wessen Geheiß er dies tue. Wesley erwiderte, auf das Geheiß Jesu Christi. Nash sagte ihm darauf, daß ein solches Predigen ungehörig sei und die Menschen um ihren gesunden Verstand bringe.

„Sir (Herr)“, antwortete Wesley, „haben Sie mich jemals predigen hören?“

„Nein.“

„Wie können Sie dann etwas beurteilen, was Sie nie gehört haben?“

„Ich urteile nach dem, was man allgemein hört.“

„Allgemeine Berichte genügen nicht. Erlauben Sie mir die Frage: Ist Ihr Name nicht Nash?“

„Ja, mein Name ist Nash.“

„Nun, Herr Nash, ich darf Sie nicht beurteilen nach dem, was man allgemein hört. Ich würde das für unrecht halten.“

Ich muß hier bemerken, daß Nash hinsichtlich seines persönlichen Lebens in keinem guten Rufe

stand. Die Worte Wesley's brachten ihn deshalb in einige Verlegenheit, und erst nach einer Weile sagte er: „Ich möchte gern wissen, weshalb die Leute eigentlich hierher gekommen sind“.

Obwohl Wesley diese Frage beantworten konnte, trat eine alte, ihrem Aussehen nach vornehme Frau aus den Reihen der Zuhörer und sagte zu Wesley: „Sir! überlassen Sie ihn mir, gestatten Sie einer alten Frau, ihm zu antworten“; und dann sich zu Nash wendend, fügte sie hinzu: „Was Sie tun, Herr Nash, ist uns bekannt: Sie sorgen für Ihren Leib. Wir möchten für unsere Seele sorgen, und um Speise für unsere Seelen zu erhalten, deshalb sind wir hergekommen. Nun wissen Sie's.“

Nash murmelte etwas in den Bart, wandte sich um und ging davon. Die Predigt aber nahm ihren ungestörten Fortgang, und daß sie aufmerksame Hörer fand, brauche ich nicht zu sagen.

Seligster Tod!

Im Juni des Jahres 1917 ging ein dreizehnjähriger Knabe, namens Martin K., in Schlesien nach längerer Krankheit in Frieden heim. Nach seinem Tode fand man in seinem Notizbuch einen Streifen Papier, der, von seiner eigenen Hand geschrieben, unter obiger Überschrift folgende Zeilen trug:

Der Martin liegt auf dem Krankenlager,
Schwindsüchtig, totenbleich und mager;
Doch strahlt aus den Augen ihm feurige Glut,

Bergossen für ihn ward ja Christi Blut!
 Ach, seliges Wissen, von Sünden rein
 Und ein Eigentum Jesu Christi zu sein!
 Das lindert den Schmerz und heilet das Weh,
 Gibt gläubiges Aufschau'n zur seligen Höh'.
 Nicht lange mehr währt ja sein irdischer Schmerz,
 Bald stillt der Herr auch das müde Herz;
 Trägt sicher auf Seinen Armen ihn heim,
 O selig, o selig, Sein Eigentum sein!

Da fühlet der Martin sein Stündlein nahn,
 Zu Ende geht seine Lebensbahn.
 „Ach, Herr, ich bitte Dich, hole mich heim!
 Ich möchte so gerne ja bei Dir sein.“
 Er flüstert's noch einmal in Schmerzenspein:
 „Mein Heiland, ich bitte Dich, hole mich heim!“
 Dann sinket sein Kopf in die Kissen zurück,
 Aus den Augen leuchtet ihm seliges Glück.
 Schon naht der Heiland mit winkender Hand:
 „Komm, Martin, geh mit mir ins himmlische Land!“
 So ruft Er dem Dulder und drückt dann lind
 Die Augen zu Seinem lieben Kind.

Da jauchzt es in Martins Herzen klein.
 Ein Todesröcheln — Er ist daheim!

In dem Notizbuch des Heimgegangenen fand
 sich auch noch folgendes liebe Vied:

Ich habe Jhn gefunden, der ewig mich geliebt,
 Im Herzen tief empfunden den Frieden, den Er gibt.

Gar lang lag ich gefangen in Satans Joch und Macht,
 Bin lange irr' gegangen in dunkler Sündennacht.

Nun darf ich Jhn erheben, der mich errettet hat,
 Will Christo nur noch leben, Er starb an meiner Statt.

„Die Ankunft des Herrn ist nahe gekommen.“

Als Jesus Christus, Gottes Sohn, auf Erden weilte, war Er der demütige, von den Hohen dieser Welt verachtete Nazarener. Aus dem Himmel herabgestiegen, hatte Er Fleisch und Blut angenommen, um als das Opferlamm Gottes für die sündigen Menschen zu sterben. „Voller Gnade und Wahrheit“ wohnte Er unter ihnen, und „so viele Ihn aufnahmen, denen gab Er das Recht, Kinder Gottes zu werden, denen, die an Seinen Namen glauben“. Aber, wie gesagt, um das möglich zu machen, um das große Erlösungswerk, das Gott in Seinem Herzen beschlossen hatte, zur Ausführung zu bringen, mußte Jesus sterben; und Er ist gestorben. Am Kreuz auf Golgatha hat Er den Tod erlitten. Dann ist Er aus den Toten auferstanden und in den Himmel zurückgelehrt.

Bevor Er jedoch starb, gab Er Seinen Jüngern die Versicherung, daß Er wiederkommen werde, um sie zu sich zu nehmen. Die gleiche Wahrheit finden wir in den Schriften der Apostel immer wieder betont. Und heute dürfen wir mit mehr Recht als je zuvor sagen: „Die Ankunft des Herrn ist nahe gekommen“. Denn angesichts der Umwälzungen rund um uns her, der stürzenden Throne, der immer drohender aufloodernden Anarchie, der ständig zunehmenden Gottlosigkeit und Bosheit kann kein Leser des göttlichen Wortes mehr daran zweifeln, daß die „letzten Zeiten“ da sind, mit anderen

Worten, daß das Kommen des Herrn sehr, sehr nahe gerückt ist.

Was ist denn nun über dieses Wiederkommen Jesu zu sagen? Wird Er nochmals in der Gestalt des demütigen, verachteten Nazareners erscheinen? O nein. Als der verherrlichte Menschensohn thront Er jetzt zur Rechten der Majestät in der Höhe, und als solcher wird Er wiederkommen, den einen zur höchsten Freude, den anderen zu Schreck und Verderben. Für die Seinigen, d. h. für alle die, welche in dieser Gnadenzeit ihre Sünden in Seinem Blute haben abwaschen lassen, bedeutet Sein Wiederkommen die Einführung ins Vaterhaus droben. Auf ewig werden sie in Seiner Nähe weilen, in seliger Ruhe, in ungestörtem Frieden. Ihnen erscheint Er als „der glänzende Morgenstern“; den übrigen aber als „die Sonne der Gerechtigkeit“ — „mit den Engeln Seiner Macht, in flammendem Feuer“. Alle, die Gott nicht kennen und dem Evangelium unseres Herrn Jesus nicht gehorchen, „werden Strafe leiden, ewiges Verderben vom Angesicht des Herrn“. (2. Thess. 1, 7—9.)

Mein Leser! Wie erwartest du den Herrn? Bist du Sein Eigentum, bist du bereit, Ihm entgegen zu gehen? Oder bist du noch fern von Ihm? Dann beeile dich, deine Sache mit Gott in Ordnung zu bringen, denn der Herr selbst hat gesagt: „In der Stunde, in welcher ihr es nicht meinet, kommt der Sohn des Menschen“. (Matth. 24, 44.) Ehe dieses Jahr, ja, ehe noch dieser Tag zu Ende geht, kann es für dich zu spät sein.